

MARION
ZIMMER
BRADLEY
DAS
SCHWERT
DER
AMAZONE
ROMAN

WELTBILD VERLAG

Lizenzausgabe mit Genehmigung

der Gustav Lübbe Verlag GmbH

für Weltbild Verlag GmbH, Augsburg 1995

© 1985 by Marion Zimmer Bradley

Titel der Originalausgabe: Warrior Woman

Originalverlag: DAW Books, Inc., New York

© 1986 für die deutsche Ausgabe:

Gustav Lübbe Verlag GmbH, Bergisch Gladbach

Aus dem Amerikanischen von Waltraud Götting

Umschlaggestaltung: Adolf Bachmann, Reischach

Umschlagbild: Klaus Holitzka/Holl, Aachen

Gesamtherstellung: Ueberreuter, Korneuburg

Printed in Austria

ISBN 3-89350-944-5

For Kat, who washed dishes so I could write this book.

PROLOG

Jenseits der Grenzen unserer Welt gibt es Milliarden Sonnen, die Milliarden anderer Welten erhalten, und unzählige Männer und Frauen, die um ihr Leben und Gedeihen kämpfen müssen. In manchen dieser Welten bauen die Menschen Städte, in denen sie mit Hilfe gewaltiger Rechner und Roboter hausen; in anderen wiederum schlagen sie sich mit Schwertern und Wurfhölzern und all jenen Kräften, denen ihre unbekannten Götter Körper und Geist verliehen haben, gegen Wüsteneien und unberührte Wälder um den Erhalt des nackten Lebens.

Auch auf unserer Erde gab es immer Menschen, die barfuß und ohne Habe, versehen nur mit einem Wasserbalg und einem Wurfholz, durch die Einöden zogen, von Wasserloch zu Wasserloch, und Wurzeln sammelten. Und es gab andere, die mit bloßen Händen ihre hölzernen Pflüge schoben und zu fernen Göttern um Regen flehten, während wieder andere in elegant gestylten Kontrollzentren saßen und Satelliten in vorbestimmte Umlaufbahnen lenkten.

So war es, und so wird es sein in Ewigkeit. Welten ohne Ende.

ERSTES KAPITEL

Weiβes Feuer um mich herum. Ein furchtbarer Schlag trifft meinen Kopf.

Hitze. Schmerz. Ich keuche, ringe endlos um Luft, sterbe.

Mit einem Mal grobe Hände auf meinem Körper. Ich bin nicht tot, soviel ist mir undeutlich bewußt; ich wehre mich gegen die Hände, weiß nicht, ob sie helfen oder verletzen wollen; ich ringe wieder um Luft, die Zeit existiert nicht mehr; die Hände reißen an meinem Rock, drücken meine Schenkel auseinander; ich bin nackt, ein Tier, das um sich beißt, schluchzt, erstickte Schreie ausstößt, sich verzweifelt bemüht zu entkommen, zu kratzen, zu reißen, zu beißen, zu überleben.

Ich werde festgehalten, niedergezwungen; ich heule, ersticke fast, ringe um Atem, ein nacktes Tier, kämpfe, ringe, und sei es nur um Luft, damit ich wieder schreien kann. Ein grausames Gesicht, häßlich, scheußlich, bärtig, der letzte Fetzen wird mir vom Leib gerissen. Ich werde gespalten, zerrissen, blute; wird diese Qual denn nie ein Ende haben? Schmerz und Entsetzen, ich kämpfe, kratze, blute, erstickte fast.

Ein furchtbarer Schlag trifft meinen Kopf. Weiβes Feuer um mich herum.

*Schreiend erwache ich. Wieder einmal.
»Jasric, Gott der Krieger«, knurrt jemand in der stickigen Dunkelheit, »bring dieses verfluchte Weib ein einziges Mal zum Schweigen! Wir alle haben Alpträume. Halt den Mund, verdammt.«*

Ich schiebe meine Ketten auf dem rauen Steinboden zurecht, rolle mich darin ein, versuche zu schlafen.

Weiβes Feuer birst in meinem Kopf . . .

Meine erste richtige Erinnerung: Schmerz, endloses Gerüttel. Selbst heute noch erinnere ich mich in Alpträumen an den

Schmerz, erinnere mich, auf den Rücken eines Tieres gebunden, durchgeschüttelt zu werden, aber Begriffe wie *Schmerz*, *Gerüttel*, *Tier*, *gebunden* haben keine Bedeutung für mich. Ich habe keine Sprache, um sie zu beschreiben. Ich leide endlos, ein verwundetes Tier, ohne zu wissen, warum oder auf welche Weise. Ich weiß nicht, was mir zugestoßen ist; alles, was früher war, ist von dem weißen Feuer ausgemerzt worden. Ich weiß nicht, was das Gedächtnis ist oder dass ich meines verloren habe. All das kommt erst später. Ich falle in einen erschöpften Schlaf, erwache, darf essen und trinken (jedoch niemals genug), und allzu oft, wenn ich aufwache, noch vor dem Essen und Trinken, sind die Hände da, die an mir herummummeln, das Gewicht, die Begierde eines, dessen Gesicht ich niemals zu sehen versuche, während ich mich wehre und schreie, und doch weiß, dass es kein Essen geben wird und, schlummer noch, kein Wasser, wenn ich mich zu heftig zur Wehr setze. Danach, immer danach, werde ich wiederum unter heftigem Sträuben auf ein Tier gebunden. Nach einiger Zeit habe ich begriffen, dass das Anbinden mir nicht wehtut, und kämpfe nicht länger dagegen an; aber obwohl ich genau weiß, dass es vielleicht Hunger und Durst zur Folge hat, kann ich mich nicht dazu durchringen, gegen die Hände und Leiber der Männer nicht mehr anzukämpfen, nicht mehr um mich zu schlagen, zu kratzen, zu fluchen. Ich sage mir, dass ich, wenn es erst vorüber ist, Essen und Wasser bekomme, aber ich kann mich einfach nicht dazu zwingen, DAS geduldig über mich ergehen zu lassen. Später wird mir erlaubt zu reiten. Ich lerne ein paar einfache Wörter: Sattel, reiten, Wunde, Essen, Durst, Schlaf. *Durst* ist das häufigste Wort; ich habe ständig Durst.

Dann schiebt sich eine deutliche Erinnerung in mein Bewußtsein: Ich befindet mich in einem großen, gepflasterten Raum mit einem großen steinernen Becken, das bis zum Rand mit Wasser gefüllt ist. Ich entsinne mich, wie ich versucht habe, das Wasser direkt aus dem Becken zu trinken. Ich höre freundliches Lachen, dann wird mir ein Trinkgefäß an die Lippen gehalten und zum erstenmal, seit ich mich erinnern

kann, darf ich meinen Durst vollkommen löschen, obwohl ich zweimal innehalte und mich ducke, weil ich auf den Schlag warte, der mich am Weitertrinken hindern, auf die Hand warte, die mir das Trinkgefäß entreißen wird. Einige Zeit später werde ich gebadet, das Wasser ist Balsam für meine verbrannte, geschundene Haut. Nach dem Bad massieren geschickte Finger meine Muskeln, und Salben lindern die wunden Stellen, die mir die im Sattel verbrachten Tage eingetragen haben.

An diesem Ort, scheint mir, gibt es Tage und Nächte, zum erstenmal, seit ich mich erinnern kann, Ruhe und Frieden. Ich werde nicht mehr bei Einbruch der Dunkelheit aus dem Sattel gezerrt und niedergeworfen, wo Hände mich im Dunkeln betasten und Schläge meine Schreie ersticken können; ich habe nie gelernt, *nicht* zu schreien und zu kämpfen. Hier sind es Frauen, die uns bewachen, und ich kann ohne dieses besondere Entsetzen einschlafen, aber hier lerne ich ein neues Wort, *Alpträum*. Dann schrecke ich aus dem Schlaf, weil weißes Feuer in meinem Kopf birst, weil ich um Atem ringe, kämpfe, kratze, sterbe. Allmählich begreife ich, dass es nicht immer wieder aufs neue geschieht, dass es nur ein böser Traum ist, aber ich fürchte mich vor dem Einschlafen und lerne ein weiteres Wort: *Angst*.

Eines Tages werde ich wieder von einer Frau gebadet. Sie kämmt und glättet mir das lange Haar; ich schreie, als sie an den Knoten reißt, und anstatt mich mit Schlägen zum Schweigen zu bringen, schneidet sie die verfilzten Locken mit einem Messer ab und beschwichtigt mich mit sanften Worten, die ich allmählich kennenlernen. Ich schmiege mich in ihre Arme, schluchze an ihrer Brust, und sie hält mich fest. Ich bin glücklich. Ich wünsche mir, dass das niemals wieder aufhört, doch sie fordert mich freundlich auf, aufrecht zu sitzen, damit sie ihre Arbeit beenden kann. Dann kleidet sie mich in eine kurze, viel zu kurze Toga, und ich versuche vergeblich, sie über die Knie zu ziehen, sie bedeckt meine langen Beine nicht. Die anderen Frauen lachen mich aus und necken mich mit Worten, die ich nicht kenne. Ich werde gekleidet und parfümiert und

bekomme Wein zu trinken, der mir im Mund brennt; die anderen Frauen lachen wieder, als ich ihn ausspeie, aber die Freundliche hält mir den Becher wieder an die Lippen und drängt mich sanft, auszutrinken. Um ihr den Gefallen zu tun, schlucke ich das heiße Feuer in meinem Mund hinunter, huste und spucke es wieder aus und über mein Kleid. Aber die freundliche Frau bringt die andere, die flucht und mich zu schlagen versucht, zum Schweigen und holt ein Tuch, um die Flecken damit wegzuwaschen. Dann setze ich mich schreiend zur Wehr, da meine Handgelenke wieder in Ketten gelegt werden, und ich werde hinausgestoßen, in eine lange Reihe von Männern und Frauen, die auf einem hohen Podium zur Schau gestellt werden.

Und dann begreife ich, dass ich als Sklavin verkauft werden soll.

Heute glaube ich, dass ich mehr Wörter verstanden haben muß, als mir bewußt war; dass ich ein wenig von dem, was vor sich geht, begreife, während ich da oben auf dem Gerüst stehe; Schreie und Rufe in so rascher Folge, dass ich sie nicht auseinanderhalten kann. Ich ducke mich zusammen, versuche, mich mit dem unzulänglichen Fähnchen, das ich am Leib trage, zu bedecken. Ich höre Gelächter und weiß nicht, dass sie sich über mich lustig machen.

Irgendwann werde ich einem Käufer zugeschoben. Ich habe keine Ahnung, welches mein Preis war, aber ich glaube, er muß hoch gewesen sein. Zusammen mit zwei anderen Frauen und zwei finster blickenden Männern in Ketten werde ich zu einer Sänfte geführt und hineingeschubst. Ich frage mich, ob mir von dem ungewohnten Wein, der meinen Kopf noch immer benommen und meinen Blick verschwommen macht, so übel wird, dass ich mich auf die feinen Polster der Sänfte übergebe. Auf dem Weg durch die holprigen, steingepflasterten Straßen schwankt die Sänfte unter mir. Die beiden anderen Frauen erzählen mir, dass wir als Huren an den Meister der Gladiatoren verkauft worden sind. Ich weiß nicht, was das bedeutet. Aber einer der beiden Männer, ein roher Kerl in ei-

nem Lederschurz, kommt zu mir und versucht, mein Gewand wegzuschieben. Ich wimmere auf, und ein scharfes Wort gebietet ihm Einhalt.

»Zurück an deinen Platz, Mann! Dazu ist später noch Zeit, wenn du es dir verdient hast. Oh, ihr werdet hervorragend behandelt in der Schule der Gladiatoren, reichlich Essen und Wein und sogar Weiber — hat er nicht die drei hier gekauft? Aber der Herr allein bestimmt, wann und wo ihr euch ihrer bedienen dürft, also lasst vorerst die Hände davon, verstanden? Das ist ein Befehl.« Und der Rohling lässt mich in Ruhe.

Dann hält die Sänfte an, und wir alle, die Frauen, der grobe Kerl im Lederschurz, ein großer, ängstlich dreinblickender Junge, nicht älter als siebzehn, werden in einen riesigen Innenhof gestoßen. Waffen zuhauf, säuberlich aufgestapelt oder an die Hausmauern gehängt, von denen wir umgeben sind. Auf der einen Seite sehe ich ein Badebecken und ein Gebäude, von dem ich später erfahre, dass es ein prächtiges Badehaus ist. Auf der anderen Seite des Hofes befindet sich (wie ich ebenfalls später erfahre) das Schicksalstor, das so genannt wird, weil es in die Arena führt, aus der so viele von uns niemals zurückkehren. Auf den beiden übrigen Hofseiten liegen die Quartiere und eine Schmiede, in der Waffen hergestellt werden.

In dem Hof sind ein halbes Dutzend Männer dabei, mit Schwertern und Speeren zu trainieren; andere sind mitten in einer langsamen, tanzähnlichen Bewegungsübung begriffen. Alle halten in ihren Tätigkeiten inne, als die Sänfte zum Stehen kommt, und die Männer drängen heran, um einen Blick auf uns zu werfen. Aber meine Ohren erinnern sich an das Aufeinanderklirren von Metall, und ich starre auf die Schwerter an den Wänden. Ich spüre, wie meine Finger sich biegen und schließen, und ich verzehre mich nach dem Gefühl, ein Schwert in der Hand zu halten. Tatsächlich ist meine Hand wie um einen Schwertgriff geschlossen.

»Weiber!« schreien die Männer und drängen sich dicht um die Sänfte. Vielsagende Pfiffe ertönen, während wir ausstei-

gen, ein gutmütiges Willkommen für den groben, muskelbe-packten Kerl und den entsetzten Jüngling. »He, was ist das denn, ein Gladiator oder ein Betthäschen für die Schlapp-schwänze, die es mit Weibern nicht aufnehmen können?« Er zuckt zusammen, und er tut mir leid. Doch da greift er sich auch schon eines der Schwerter an der Wand und fuchtelt da-mit herum, und sogleich ertönt ein fröhliches Willkommen.

Aber auch andere Rufe erschallen, Worte, die ich kaum ver-stehe. Sie gelten den beiden Frauen und mir. Ich weiß, dass wir für diese Rohlinge von Männern gekauft worden sind, und der ungewohnte Wein und meine Angst geben mir wieder das Gefühl, mir müsse gleich übel werden.

Einer der Männer, der sein Schwert noch achtlos in der Hand hält, tritt zu der kleineren und hübscheren der Frauen, die sich hochreckt, um seine häßliche Wange zu tätscheln, wobei sie ihn gewinnend anlächelt. Er zieht

sie auf die Tür eines Gebäudes zu, von dem ich später erfah-re, dass es die Schlafräume beherbergt. Ein Mann, den ich schon bald als den Meister der Gladiatoren kennen werde, gibt mit einem Kopfnicken sein Einverständnis und macht einem seiner Günstlinge mit einer Kopfbewegung ein Zeichen. Der kommt auf mich zu, faßt grob nach meinen Brüsten und sagt, da ich zurückweiche, etwas, das zu derb ist für meinen be-schränkten Wortschatz. Hohngelächter ertönt, als er mir das Gewand herunterreißt, das mich ohnehin nur unzureichend bedeckt.

Und ich begreife: Dies ist der Augenblick der Entscheidung. Wenn ich jetzt klein beigebe, wenn ich zulasse, dass er mich in diesen Raum schleppt, werde ich den Rest meines Lebens damit verbringen, für diese Unmenschen die Beine breitzuma-chen ...

*Weißes Feuer birst in meinem Kopf, ein Schlag, ein Schrei,
ich ringe um Atem, sterbe, ein nacktes Tier, das sich gegen
die Hände wehrt, die meine Schenkel auseinanderdrücken*

Dann schon lieber schnell sterben. Ein Satz, und das Schwert

liegt in meiner Hand, sie schließt sich darum wie um einen alten Freund. Angewidert und betrunken, erinnert sich mein Körper an Dinge, die mein Kopf nicht mehr weiß, und ich nehme die, wie ich später erfahre, klassische Verteidigungsstellung ein. Ich halte das Schwert in beiden Händen; da sie noch zusammengekettet sind, bleibt mir ohnehin keine Wahl.

Mit einem Wutgeheul hebt er sein Schwert, und ich, krank vor Angst, betrunken, gefesselt — ich spalte ihm den Schädel.

»Jasric, steh uns bei! Die Hure ist eine Amazone!« Das ist die Stimme des Meisters der Gladiatoren. Durch das Schweigen, das um uns herum herrscht, kommt er mit langen Schritten auf mich zu. Die letzte der Frauen, die in nervöses Zittern ausgebrochen ist, steht still, sobald er ihr einen finsternen Blick zuwirft.

Er macht eine Kopfbewegung. »Gebt ihr den Schlüssel.«

Jemand wirft mir einen Schlüssel zu. Ohne das Schwert loszulassen, beuge ich den Kopf und stecke den Schlüssel, den ich mir zwischen die Zähne geklemmt habe, in das Schloß meiner Handfesseln. Auf ein Zeichen des Meisters der Gladiatoren hin kommt einer — ich sehe ihm nicht ins Gesicht —, dreht den Schlüssel herum und befreit mich von meinen Fesseln.

Der Meister der Gladiatoren sagt: »Normalerweise gebe ich mich nicht mit weiblichen Kriegern ab. Sie machen mehr Ärger als sie wert sind. Aber du hast dir das Recht auf eine Chance verdient. Willst du sie haben? Glaub mir, Mädchen, ein Leben als Hure ist einfacher.« Und er wartet auf meine Antwort. Außer dem Plätschern des Brunnens am anderen Ende des Innenhofes ist kein Laut zu hören. Selbst die andere Dirne hat mit ihrem Gekicher aufgehört.

Meine Stimme ist belegt und heiser, solange habe ich sie nicht mehr gebraucht, und mein Sprachschatz ist sehr klein, aber ich ringe mir die richtigen Worte ab.

»Ich bin keine Dirne. Wenn ich das eine oder das andere sein muß, so will ich eine Kämpferin sein.«

»Dann liegt die Entscheidung bei dir«, sagt er und gibt seinen

Männern ein Zeichen. Zwei von ihnen bringen den Leichnam des Mannes, den ich getötet habe, fort. Ich habe nie erfahren, wer er war, nicht einmal seinen Namen. Der Meister sieht die letzte der Frauen mit in die Hüften gestemmten Fäusten streitlustig an.

»Willst du auch mit dem Schwert um eine Chance kämpfen?«

Sie schüttelt den Kopf, weicht zurück, wirft mir einen haßerfüllten Blick zu. Ich weiß nicht, warum.

»Gut. Zwei Huren reichen für euch feige Faulenzer. Wir haben schon genug Zeit vertan.« Er nickt einem der Männer zu, der die letzte der Frauen fortführt, und starrt mich an.

»He, du, Mädchen. Such dir dort drüben ein Schwert aus . . . oder gefällt dir dieses? Ich würde sagen, es ist ein bißchen schwer für dich, aber übe dich damit und sieh zu, wie du zurechtkommst. Ich werde jemanden aussuchen, der mit dir trainiert.« Er lässt den Blick kurz über den Kreis der Männer schweifen, die uns umringen. Mit ruhiger Stimme, aber unüberhörbarer Drohung sagt er: »Denkt dran, sie ist eine Kriegerin, keine von euren Huren. Also Hände weg. Mädchen, ich stelle dir frei, dich deiner Haut zu wehren, aber getötet wird nicht. Denk daran.«

So wurde ich Gladiatorin.

ZWEITES KAPITEL

Kaltes Wasser klatscht mir ins Gesicht; mit den Händen, die jetzt von Schwielen gezeichnet sind, streife ich Schweiß und Schmutz in kleinen Bächen vom Körper.

»Spritze mich auch ein bißchen naß, Zadya«, grunzt Hassim. Ich greife nach einem Kübel und gieße ihm einen Schwall Wasser über sein Mondgesicht. Seine breiten Schultern sind bedeckt mit den Narben eines Lebens in schwerer Rüstung; auf Rücken, Brust und Taille hat der lederne Harnisch braune Spuren hinterlassen. Vermischt mit den Mustern, die die Rüstung auf seinen Körper gezeichnet hat, sind die weißen Narben eines halben Hunderts verheilter Schnitt- und Stichwunden zu erkennen. Ich weiß nicht, ob er sie in der Schlacht oder in der Arena davongetragen hat. Es ist mir gleichgültig. Es sind die Narben eines, der weiß, wie man überlebt. Er kann mir helfen.

»Ah, das tut gut, Zadya.« Mit einem Handzeichen gibt er mir zu verstehen, dass er noch einen Kübel Wasser haben möchte. Das ist eigentlich die Aufgabe des Lehrers, aber ich tue ihm den Gefallen und gieße einen weiteren Schwall über seinen schwitzenden, geschundenen Körper.

Zadya, so nennen sie mich jetzt. Es ist kein richtiger Name, aber ich habe keinen anderen. *Zadya*. Eine Abkürzung von *Zadieyek*, was in ihrer Sprache soviel heißt wie *die Schreckliche*.

Hassim wischt sich das Wasser mit den Händen aus dem Gesicht und nimmt das Trinkgefäß, aus dem er in kleinen, beinahe zierlichen Schlucken trinkt. Mir hat er das ebenfalls schon beigebracht, indem er mir jedes Mal das Gefäß aus der Hand riß, wenn ich allzu viel und zu hastig trinken wollte. (Die Erinnerung an den ständigen Durst in der Wüste quält mich noch immer). Einmal hat er mich trinken lassen, bis ich nicht mehr konnte; danach brummte er voller Mitge-

ühl und tätschelte meinen Rücken, während ich mich in den Krämpfen wand, die unweigerlich folgten.

Er setzt sich auf den Boden, während ich in kleinen Schlucken aus dem Becher trinke, dann zieht er mich zu sich herunter.

»Du bist noch keine Gladiatorin, Mädchen. Hast noch viel Arbeit vor dir, mußt noch viel lernen. Gönn deinen Muskeln Erholung. Trainierst du zu viel, wirst du krank, wirst getötet, wenn du das erste Mal durch das Tor der Verdammten gehst.« So nennen sie das Schicksalstor manchmal auch.

Hassim spricht in kurzen, abgehackten Sätzen, auch für ihn ist diese Sprache nicht die Muttersprache. Ich grübele darüber nach, versuche, meine Erinnerung so weit wie möglich zurückzuverfolgen (*Gerüttel. Weißes Feuer in meinem Kopf...*) und gebe es auf.

Ich habe genug gelernt, um zu begreifen, wie wenig ich über mich weiß. Eine Frau in meinem Alter hätte niemals Mutter und Vater, Schwestern, Brüder, Freunde oder Verwandte verlassen, einen Ehemann oder Geliebten. Selbst wenn ich in die Sklaverei hineingeboren wäre, hätte irgendein Herr seinen Anspruch auf mich erhoben, noch bevor ich auf dem Sklavenmarkt dieser Stadt feilgeboten worden wäre. Ich weiß, dass ich von weither gebracht wurde, quer durch die Wüste, eine Gefangene, gefesselt, auf den Rücken eines Tieres gebunden; aber ich weiß nicht einmal, aus welcher Gegend ich hierher verschleppt wurde, noch finden sich Spuren früherer Ketten an meinem Körper.

Hassim stellt niemals Fragen. Es interessiert ihn nicht. Als er das erste Mal mit mir trainieren mußte, stichelten die Männer, und er runzelte die Stirn, mürrisch wie ein Bär. Der Rohling im Lederschurz muß den Blasebalg in der Schmiede betätigen, wo die Waffen gefertigt und repariert werden; der langbeinige Jüngling wird vom Meister der Gladiatoren persönlich unterrichtet. Aber ich verstehe — obwohl ich nicht weiß, wie und warum — genug, um dem Zufall dankbar zu sein, der mich in Hassims Obhut gab. Die Waffen sind seine große Leiden-

schaft, und er wird nie müde, darüber zu reden, nicht einmal, wenn wir uns zu der kleinen Verschnaufpause, die uns am Vormittag und am Nachmittag erlaubt ist, auf dem Boden ausstrecken.

Die anderen Männer unterhalten sich über Wein und Frauen, über alte Freunde, die hinter dem Schicksalstor ihr Leben ließen, oder über das Gold, mit dem ein siegreicher Gladiator gelegentlich von einem Reichen überschüttet wird. Hassim spricht ausschließlich vom Kampf und von den Waffen.

»Halte deinen Schildarm hoch, Mädchen. Ich hätte dich heute morgen treffen können. Du mußt ihn stärken. Wir haben dir einen Schild besorgt, der zugespitzt ist -«, er gestikuliert, »wie eine Waffe, gute Waffe. Schmettere ihn auf den Boden, besser als Speer. Besser als Schwert, siehst du? Aber dein Schildarm ist noch nicht so stark wie dein Schwertarm. Wir machen Arm so stark wie Fels. Schau.« Er läßt mich seinen muskulösen linken Arm befühlen, die Hand zur Faust geballt.

»Stark wie Stier. Kuh auch stark werden, ha, ha!« Aber seine Hände, mit denen er meinen Arm umspannt, kränken mich nicht. Er faßt mich nicht anders an, als er eine Waffe anfaßt, nur mit weniger Zartgefühl.

»Ich werde trainieren«, verspreche ich und richte meinen erschöpfsten Körper auf. Der Lehrer kommt und begutachtet meinen Schild. »Zu schwer für dich, Mädchen, stimmts?«

Ich schüttele den Kopf. Irgendwo tief im Innern weiß ich, dass ein leichterer Schild mir die Balance rauben würde, wenn ich mich, Schwert voran, mit dem ganzen Körper in den Kampf stürze. Ich fasse den Schild an der Spitze, werfe ihn in die Luft, so dass er sich um seine eigene Achse dreht, und fange ihn am Griff wieder auf. Es ist mein Körper, der sich daran erinnert, dass ich genau dies schon früher getan habe; ich selbst erinnere mich nicht. Ich stammle unbeholfen und nach Worten suchend: »So Schild wählen in meinem Land. Dieser hier gut. Hält Gleichgewicht.«

»Ach?« Der Blick des Lehrers bleibt neugierig an mir hängen. »Wo liegt dein Land?«

Ich werde wieder einmal von einem Gefühl der Leere überwältigt und beiße die Zähne zusammen, um nicht in Tränen der Angst auszubrechen.

»Ich — ich kann mich nicht erinnern.«

Er zuckt die Achseln. Ich weiß nicht, ob er mir glaubt oder ob es ihm im Grunde genommen gleichgültig ist.

»Hassim. Bring ihr bei, wie sie mit dem Schild umzugehen hat.«

Zehn Tage noch. Zehn Tage, dann werde ich entweder jenseits des Schicksalstors sterben — oder ich erweise mich als echte Gladiatorin und werde für den Rest meines Lebens unter den Schutz des Akharet gestellt, des Herrschers über diese Stadt, des Großen Allgewaltigen. Dann bin ich zwar immer noch eine Sklavin, aber eine ganz besondere Sklavin. Die meisten erkaufen sich innerhalb von drei Jahren ihre Freiheit, wenn sie überhaupt so lange am Leben bleiben. Viele setzen sich, mit Reichtümern gesegnet, zur Ruhe. Andere wiederum bleiben bei den Gladiatoren. Für sie ist der Kampf, wie für Hassim, zur Leidenschaft geworden. Ich trainiere, bis mir die Knie zittern, aber jedesmal, wenn ich erschöpft in den Schlaf falle . . .

Weißes Feuer in meinem Kopf, ich ringe um Luft, schreie, ringe um Atem, um weiterzuschreien, spüre, wie ich entzweigerissen werde, Vergewaltigung heißt das Wort dafür, ich habe es inzwischen gelernt, und schreiend schrecke ich aus dem Schlaf. . .

Hassim kniet neben mir, ich spüre seinen schweren, vertrauten Körper unter meiner Decke. Ich mache mich steif, will ihn wegstoßen. Seine Hände, die mich streicheln und besänftigen, sind so unpersönlich, als beruhigten sie ein ängstliches Tier.

»Nein? Ich dachte, Freude geben, die . . .«, er stammelt wie ich, bis ihm das richtige Wort einfällt, »den Alptraum vertreiben.« Aber er spürt meine Anspannung, mein atemloses Entsetzen. Er ist mein Freund. Gewiß sollte ich ihm geben, was ich anderen, die es sich gewaltsam genommen haben, nicht verwehren konnte. Aber das war in finsternen Alpträumen, jen-

seits meiner Erinnerung. Er merkt, dass ich zittere. »Nein? Bestimmt nicht? Komm, dann leg deinen Kopf auf meine Schulter. Schlaf, Mädchen, schlaf und sei ruhig. Sonst schlagen sie uns für Lärm machen.«

Er hält mich in den Armen wie ein Vater. Habe ich jemals einen Vater gehabt? Was weiß ich schon davon? Nein. Hassim hält mich wie ein Kind sein Lieblingsspielzeug, so, wie er sein bestes Schwert hält. Zärtlich, besitzergreifend, darum besorgt, keinen Schaden anzurichten.

Ich schlafe wieder ein, und diesmal schrecke ich nicht mehr aus dem Schlaf.

In den Tagen, die den Spielen vorausgehen, lerne ich Stück für Stück Neues hinzu.

Die Stadt heißt Jemmok und wird vom Akharet, dem Allgewaltigen, und seiner Gefährtin regiert. Ich bin nicht sicher, ob sie seine Schwester oder seine Frau oder vielleicht beides ist. Die Feinheiten dieser Sprache machen mir mitunter immer noch schwer zu schaffen.

Der Akharet und seine Gefährtin besitzen jeweils ein *Tammarim* — das sind vierzehn — Gladiatoren. In dem Bestreben, es ihnen gleichzutun, ersteigern die Patrizier von Jemmok, Männer wie Frauen, jene Krieger, die der Akharet und seine Gefährtin nicht für sich selbst beanspruchen. Am besten ist es, dem Akharet zu gehören. Nach meiner Bewährungsprobe in der Arena werde ich dem Meistbietenden zum Kauf angeboten; wenn mich weder der Akharet noch seine Gefährtin haben wollen, werde ich unter den Patriziern versteigert.

Wenn ich dem Stand der Gladiatoren angehöre, werde ich von den Gesetzen geschützt. Ich darf nicht als Hure missbraucht noch als solche verkauft werden. Ich darf nur in der Arena getötet werden; furchtbare Strafen stehen darauf, einen Gladiator außerhalb der Arena und mit anderen als den erlaubten Waffen zu töten. Wäre ich nicht bereit gewesen zu sterben, so hätte ich es nie gewagt, jenen Mann, der mich am ersten Tage anfaßte, niederzustrecken. Und es war schieres Glück, das mir eingab, das Schwert zu ergreifen und ihm da-

mit den Schädel zu spalten. Nur weil ich instinktiv zum Schwert griff, gewann ich die Gelegenheit zur Bewährungsprobe in der Arena. Hätte ich ihm den Schädel jedoch anders zerschmettert, zum Beispiel mit meinen Handfesseln, so wäre ich gefoltert oder verbrannt worden. Oder man hätte die Männer über mich herfallen lassen und schließlich meinen Leichnam den Schweinen zum Fraß vorgeworfen.

Vier Tage vor dem Wettkampf, mit dem die neuen Spiele eröffnet werden, deren Namen und Zweck ich mir nie merken kann, erfahre ich, dass ich in meinem ersten Kampf auf einen Neuling treffen werde. Er ist ein hochgewachsener, geschmeidiger Mann mit strähnigem, rotem Haar. Sein Mund ist von einer langen Narbe verunstaltet; er kämpft mit Netz und Dreizack. Im

Schwertkampf fürchte ich mich vor keinem Gegner, doch nun wache ich des nachts wiederum auf, diesmal nicht aus Angst vor weißem Feuer, Erstickungstod und Vergewaltigung, sondern vor den furchtbaren Wunden, die der Dreizack mit seinen Widerhaken in mein Fleisch reißt.

Und dann ist der Tag gekommen, und die Trompeten schmettern so laut, dass die ganze Stadt davon erfüllt sein muß. Den Gladiatoren wird ein Bad bereitet; man setzt ihnen geröstetes Huhn und reichlich Wein vor, den ich jedoch nicht anrühre, denn er brennt mir im Munde und ich weiß, dass ich ihn doch nur wieder erbrechen würde. Die Gladiatoren des Akharet sind in neue, leuchtend rote Tuniken mit Goldbesatz gewandet, die seiner Gefährtin in kostbaren Purpur. Jeder Patrizier schickt vierzehn neue Tuniken für sein Gladiatorentammarim. Wer Neuling in der Arena ist und noch keinem Herrn gehört, geht in steifes, weißes Leinen gekleidet. Hinter den Gladiatoren, die Eigentum eines Herrn sind, marschieren wir durch das Schicksalstor. Ich werfe einen Blick zu Hassim in seiner neuen, purpurroten Tunika hinüber, und sein vertrautes Gesicht ist mir plötzlich fremd. Es ist unwirklich. Alles ist unwirklich, sogar ich selbst.

Kaum haben wir das Schicksalstor durchschritten, blenden

grelle Lichter meine Augen, und ich höre lautes Tosen, wie ein fernes Meer oder das Brüllen von . . . das Brüllen von . . . bei- nahe weiß ich, womit dieses Geräusch zu vergleichen ist, doch dann erkenne ich, dass es das Geschrei der Menge ist, das zu unserer Begrüßung anschwillt und uns in den Ohren dröhnt. Ist das Haß, Liebe oder Blutgier? Oder ein wenig von allem?

Hassim hat mir am Abend zuvor eingeschärft: »*Sieh niemals in die Menge. Nichts für dich, nichts existiert außer dir und deinem Gegner in der Arena. Schau niemals hinauf, nicht einmal zu deinem Herrn, nicht einmal, wenn dein Herr dein Geliebter ist. Vor allem dann nicht, wenn dein Herr dein Geliebter ist.*«

Wir marschieren einmal rund um die Arena, damit uns alle sehen können, dann werden wir, unseren jeweiligen Kampfgattungen entsprechend, aufgestellt. Ich bekomme es plötzlich mit der Angst zu tun und werfe Hassim rasch einen Blick zu, doch er sieht gar nicht in meine Richtung. Ich bin allein, ganz auf mich selbst gestellt. Er muß seinen eigenen Kampf auf Leben und Tod bestehen, und er hat keine Zeit, an mich zu denken, ebenso wie meine Gedanken nicht bei ihm verweilen sollten. Ich habe noch immer das Gefühl, dass der bevorstehende Kampf etwas vollkommen Unwirkliches ist, doch mein Körper erinnert sich an Dinge, die meinem Geist entfallen sind, so dass ich mich straffe und meinen ganzen Mut zusammennehme. Ich habe einen kalten, metallischen Geschmack im Mund, und plötzlich ist mir zumute, als müßte ich sofort meine Blase entleeren, wenn ich mich nicht wie ein kleines Mädchen naßmachen oder in panischer Angst aus der Arena fliehen will. Und trotz alledem weiß ich genau, dass ich nichts dergleichen tun werde. Fest schließt sich meine Hand um den Griff meines Schwertes, in dem Wissen, dass meine Gelenke hart wie Stahl sind, dass ich bereit bin, den Schwertgang zu wagen.

Aber noch bin ich nicht an der Reihe. Den Anfang macht ein Zweikampf zwischen dem hochgewachsenen Jüngling, der vom Meister der Gladiatoren persönlich unterwiesen wurde,

und einem untersetzten, gelbhäutigen Burschen mit Steinschleuder und kurzem Messer, den ich nur selten in der Trainingshalle gesehen habe. Diesen kleinen Mann gegen den großen, muskulösen Jüngling, der wie ich mit Schwert und spitzem Schild bewaffnet ist, antreten zu lassen, läuft unweigerlich auf Mord hinaus. Der kleine Kämpfer mit der Steinschleuder ist nackt bis auf ein Lendentuch und einen kleinen Metallhelm, während der Schwertkämpfer mit dem gleichen ledernen Harnisch bekleidet ist wie ich.

Der Mann mit der Schleuder umrundet den anderen wie eine flinke Krabbe. Da er keine weiße Leinentunika trägt wie die anderen Neulinge in der Arena, sein Lendenschurz aber andererseits farblos ist, frage ich mich, ob er ein Amateur ist oder zum Tammarim eines Patriziers gehört.

Das Schreien der Menge schwillt zu einem einzigen, tosenden Gebrüll an. Der Schleuderkämpfer ist der Favorit der Zuschauer, und ich beobachte den weißgekleideten Neuling, meinen Waffenbruder, dessen Namen ich nicht einmal kenne, wie er sich im Kreise dreht und den flinken Bewegungen seines Gegners mit den Blicken folgt. Der wirbelt so schnell, dass ich die Bewegung gar nicht wahrnehme, seine kleine Waffe herum, und ich höre einen dumpfen, metallischen Aufprall auf dem Schild des Jünglings. Ein zweiter Stein schwirrt durch die Luft, doch diesmal höre ich keinen Aufprall. Statt dessen stöhnt der Jüngling kaum vernehmbar und lässt seinen Schild fallen. Kaum bückt er sich danach, holt der andere auch schon zum drittenmal aus, und wie sich der Schwertkämpfer aufrichtet, birst eine blutrote Fontäne aus seinem Auge. Mit einem Schmerzensschrei stürzt er zu Boden. Noch bevor er sich besinnen und wieder aufrichten kann, wirbelt ihm der Schleuderer einen weiteren Stein entgegen, und über dem verwundeten Auge erscheint ein schwarzes Loch in der Stirn des Jungen. Das Blut fließt in Strömen über die jungfräulich weiße Tunika des Schwertkämpfers. Er stürzt erneut zu Boden, und diesmal erhebt er sich nicht wieder. Der Schleuderkämpfer reißt die Arme hoch, stößt einen heiseren Siegesschrei aus, und die

Menge gerät außer Rand und Band.

Also tatsächlich ein Mord, aber anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Der Neuling mit den sehnigen Muskeln wirkte gegenüber dem Schleuderkämpfer hilflos wie ein Kind. Später erfahre ich, dass ein Schleuderer nur ein Tammarim, also vierzehn seiner glatten, tödlichen Steine mit sich führen darf; sobald er sie verbraucht hat, bleibt ihm nur noch ein fingerlanges Messer zu seiner Verteidigung, das kaum ausreichen würde, bei Tisch den Braten zu zerschneiden. Dann ist es ein leichtes, ihn einzuzingeln und abzuschlachten. Wenn aber seinem Gegner der Schild entgleitet, und sei es nur für eine Sekunde, wenn er den Kopf oder eine andere lebenswichtige Körperpartie ungeschützt preisgibt, so ereilt ihn der Tod im Fluge. Für den weißgekleideten Jungen kommen diese Erkenntnisse zu spät; er wird nie mehr Gelegenheit haben, sich danach zu verhalten. Ich beobachte die Szene, unfähig, Entsetzen oder Mitgefühl zu empfinden.

Jetzt wird mein Name aufgerufen, Zadya, *die Schreckliche*. Meine Hände sind schwer wie Blei und meine Füße wollen sich nicht vom Boden heben. Ich reiße mich zusammen: Das Schlimmste, was mir passieren kann, ist, dass mich mein Gegner in seinem Netz fängt und tötet; Feigheit in der Arena wird mit Folter bestraft. Einen Augenblick lang habe ich einen so säuerlichen Geschmack im Mund, dass ich befürchte, mich hier vor versammeltem Publikum übergeben zu müssen.

Der Beifall der Menge gewährt mir einen gnädigen Aufschub. Ich weiß, dass ich schön bin, ich weiß, dass sich die Männer da draußen nur zu gerne auf mich stürzen würden. Und weil sie das nicht können, werden sie sich erst zufriedengeben, wenn sie Blut fließen sehen, rotes Blut auf blasser Haut, auf weißem Leinen; wenn sie erleben, wie die Brüste, die zu berühren ihnen verboten ist, verletzt und geschunden werden. Und ich weiß, dass die Frauen da draußen nach dem Blut meiner Beine lechzen, weil sie länger und wohlgeformter sind

als ihre eigenen, nach der Verschandelung meiner Taille,

weil sie schmäler ist als ihre.

Ich grolle ihnen nicht ob ihrer grausamen Blutgier. Immerhin gewährt sie mir den dringend nötigen Moment der Besinnung, in dem ich mich sammeln und ruhigen Blutes vor dieses Gewoge aus geistlosen Gesichtern treten kann. Sie sind gekommen, um sich daran zu ergötzen, wie ich verstümmelt und umgebracht werde.

Gleich darauf vergesse ich sie wieder. Ich höre nur noch ein undeutliches Brüllen, wie das Tosen der Brandung an einem fernen Strand (*Was ist eine Brandung, was ein Strand?*); ich sehe nur noch den weißen Sand, der den Boden bedeckt, um mein Blut aufzusaugen. Diese Arena ist die einzige Heimat, die ich kenne; nun wird sie vielleicht zur Stätte meines Todes.

Kaltblütig mustere ich den rothaarigen Mann, der, das Netz ungezwungen in einer Hand zusammengerafft, ins Publikum hinaufgrinst. Seine Lippen bewegen sich. Spricht er ein Gebet?

Nein. Er murmelt Worte, die an mich gerichtet sind, Worte, die mich schlagartig in die Wirklichkeit der Arena zurückrufen.

»Halt still, Mädchen, dann mach ich's kurz und schmerzlos, ohne Ärger! Genick statt Gedärme. Du wirst doch wohl an einem so schönen Tag wie heute nicht langsam und qualvoll sterben wollen. Mein Ruf ist gut genug, dass ich damit durchkomme.«

Ich sage mit zusammengebissenen Zähnen: »Das könnte dir so passen. Geh doch zum Teufel. Kämpfe, Mann.«

»Wie du willst.« Sein Akzent klingt ebenso fremdländisch wie meiner; er spricht gepreßt und stammt aus dem hohen Norden, hat man mir gesagt. »Du hast die Wahl. Wenn ich der Menge ein Schauspiel liefern soll, werde ich es lange ausdehnen, dir wehtun. Das gefällt

den Leuten. Nur bettel nicht dann erst darum, dass ich es kurz mache, du Miststück.«

»Bloß keine Angst«, entgegne ich und verziehe verächtlich den Mund. Er versucht, mich einzuschüchtern, das ist alles,

und tief im Innern weiß ich das genau. Wir machen kehrt und stellen uns zum Kampf auf, er auf der einen Seite des imaginären Kreises im weiß schimmernden Sand, ich auf der anderen. Ich sehe, wie sich seine Hand um das Netz spannt, dann schleudert er es von sich und es fliegt auf mich zu wie eine große, helle Wolke. Während ich davonrenne, behalte ich es ständig im Auge, um zu sehen, wo es herunterkommt wie ein gewaltiges, schwebendes Spinnennetz. Wenn ich mich verschätzt habe, wird es mich einfangen . . .

Nein. Ich befinde mich sicher außerhalb seiner Reichweite. Einen Augenblick bläht es sich im Sand, dann fällt es in sich zusammen und bleibt schlaff liegen. Mein Gegner rennt darauf zu, um es wieder an sich zu raffen, und ich höre, wie das Tosen der fernen Brandung anschwillt. Enttäuschung? Freude darüber, dass die Anfängerin entkommen ist? Daß der zweite Kampf länger dauern, kein rasches, müheloses Abschlachten wird wie der erste? Er ist schnell wie der Blitz, er wird das Netz aufheben und wieder nach mir schleudern, und genau in diesem Moment liegt meine Chance, ihm zuvorzukommen. Ich renne auf ihn zu, umkreise den Rand des Netzes, und im gleichen Augenblick, da er sich bückt, um es aufzuheben, eine Hand wachsam an seinem großen Dreizack, schlage ich mit einem einzigen, gezielten Schwertstreich auf den Arm ein, der das Netz hält.

Er heult auf, ob vor Schmerz oder vor Wut, weiß ich nicht. Sein Dreizack wirbelt durch die Luft, doch mein zweiter Hieb hat seinen Arm außer Gefecht gesetzt, so dass der Dreizack sein Ziel verfehlt. Ich weiche ein Stück zurück und beobachte, wie die Waffe zu Boden fällt;

einen kurzen Augenblick lang bin ich versucht, loszustürmen und ihm mit dem Schwert den Garaus zu machen. Aber man hat mich vor einer solchen Unvorsichtigkeit gewarnt, denn aus nächster Nähe hätte ich keine Chance gegen das Netz.

Noch bevor der Dreizack den Boden berührt, hat er das Netz bereits gepackt, diesmal mit beiden Händen, und hastet davon wie eine langbeinige Spinne; aus seinem verwundeten Arm

quillt Blut. Das Netz wird zu einer wirbelnden Wolke hoch über seinem Kopf; es fliegt auf mich zu. Ich weiche tänzelnd zurück, doch der mit Gewichten beschwerte Rand streift mich an der Schulter — ich hatte keine Ahnung, wie schwer so ein Netz ist —, und der Schmerz, der mich durchzuckt, ist so scharf wie ein Messer. Einen Augenblick lang bin ich benommen, fingere unbeholfen an meinem Schwert herum. Ich weiß nur, dass mein anderer Arm im Netz gefangen ist. Da bricht er auch schon über mich herein. Der Dreizack mit seinen Widerhaken schiebt sich vor den Himmel über mir, und während das Tosen der Brandung in meinen Ohren dröhnt, kommt die Waffe auf mich zu, langsam und stetig, näher und immer näher.

Dann liegt das Schwert wieder wie festgewachsen in meiner Hand und ich stoße es aufwärts, ungeschickt, sehr ungeschickt, denn noch immer behindert das Netz meinen anderen Arm. Der Dreizack bohrt sich in meinen Schenkel. Seltsamerweise spüre ich keinen Schmerz, ich sehe, wie sich die Waffe in mein Fleisch bohrt, und höre den Aufschrei der Menge, doch wieder stoße ich mit dem Schwert nach dem Arm, der den Dreizack hält. Mein ungeschickter Hieb trifft den kräftigen Armmuskel, der sich verkrampt, der Arm fliegt in die Luft, der Widerhaken des Dreizacks löst sich mit einem heftigen Ruck und reißt eine klaffende Wunde in meinen Schenkel, und noch immer spüre ich keinen Schmerz. Mein Gegner stößt ein durchdringendes Geheul aus und umklammert das Netz. Ich zwinge mich vorwärts, hacke nach seinem Netzarm und spüre, wie das Schwert den Arm durchschneidet und in die Brust dringt, wo es an einem Knochen abgleitet. Das Schwert erscheint mir jetzt furchtbar schwer, alle meine Glieder sind schwer wie Blei; dennoch reiße ich das Schwert hoch und führe einen weiteren unbeholfenen Schlag, diesmal gegen seinen fleischigen Nacken. Er sinkt zu Boden und sein Mund öffnet sich zu einem furchtbaren Schrei, den ich in der tosenden Brandung nicht hören kann. Einen einzigen Hieb muß ich noch zustandekommen, den Todesstreich. Und dann krümmt er sich zusammen, streckt sich und liegt still, und ein letzter

Schwall Blut quillt aus seinen Wunden. Benommen stehe ich neben ihm und begreife noch kaum, dass ich meinen ersten Kampf überstanden habe, dass alles vorüber ist und dass ich nicht sterben werde, nicht heute. Ich reiße meinen Arm hoch, wie ich es bei dem anderen gesehen habe, und grüße die wogende, tobende Menge mit freudiger Benommenheit. Augenblicklich überkommt mich entsetzlicher Hunger, und ich kann an nichts anderes mehr denken als an das Fleisch auf dem Rost und an die Honigküchlein, die jenseits des Tores auf die siegreichen Gladiatoren warten. Ein plötzlich einsetzender, brennender Schmerz macht mir bewußt, dass ich eine tiefe Wunde am Schenkel habe, aus der noch immer Blut sickert. Es tut so entsetzlich weh, dass ich am liebsten weinen würde wie ein kleines Mädchen, das sich das Knie aufgeschlagen hat. Statt dessen blinzele ich heftig, um die Tränen zurückzuhalten.

Zadya, die Schreckliche: So heiße ich, das bin ich von nun an. Und *Zadya* die Schreckliche kann doch nicht weinen wie ein kleines Mädchen, das sich ein Knie aufgeschlagen hat, oder?

DRITTES KAPITEL

Am Abend sitze ich im Kreise der anderen Gladiatoren. Wir nagen die letzten Hühnerknochen ab und knabbern hie und da an klebrigem Nußgebäck und Honigküchlein herum, da kommt ein Bote herein und ruft meinen Namen aus. So etwas kam schon öfter vor, galt jedoch stets zwei oder drei Männern, die sehr hoch in der Gunst des Publikums stehen. Der Bote glotzt uns verwundert an: Da sitzen wir, frisch gebadet, gekämmt, gelockt, gekleidet — Millionen Lichtjahre entfernt vom blutigen Gestank des Todes, der uns jenseits des Schicksalstores umgab.

»Für Zadya, die Gladiatorin«, sagt er und rasselt den Namen irgendeiner Patrizierin herunter. »Sie bittet Euch, in ihrem Hause zu speisen und diesen billigen Tand anzunehmen, um Euch zu schmücken, so Ihr Euch entschließen solltet, Euren Sieg an ihrer Tafel zu feiern.«

Ich würde ihm den billigen Tand am liebsten vor die Füße werfen, doch fällt mir eben noch rechtzeitig ein, dass ich dringend neue Kleidung brauche. Ich habe ja nur die Kampftunika, die uns die Stadt zur Verfügung gestellt hat; außerdem brauche ich Sandalen und Salben für meine Haut, die schwielig ist vom Tragen der Rüstung. Ich verneige mich und antworte: »Sag deiner Herrin, dass ich ihr danke und ihren Namen nicht vergessen werde, aber sag ihr auch, dass ich bereits gespeist habe.«

Dem Gesichtsausdruck des Boten sehe ich an, dass er diese Ausrede schon viele Male gehört hat; dennoch besteht er darauf, mir den >billigen Tand< dazulassen.

»So hast du also eine Gönnerin gefunden«, sagt Hassim und erklärt mir, dass meine neue Beschützerin eine wohlhabende Dame ist, die den Wunsch hat, ihr eigenes Tammarim zusammenzustellen. Sie wird, wie Hassim vermutet, wahrscheinlich anbieten, meinen Vertrag zu erwerben; solange die Entscheidung noch nicht gefallen ist, verlangt die Etikette von mir,

dass ich Geschenke wie Kleider, Geld und Naschwerkannehme, ohne dass mich die Annahme zu irgend etwas verpflichtet. Allerdings ist es üblich, kostbaren Schmuck zurückzugeben, wenn man sich dem Tammarim eines anderen Patriziers anschließt. »Laß mal sehen, wie hoch sie dich einschätzt, *Zadya*«, fordert mich Hassim auf. Wir öffnen das Bündel und stellen fest, dass der >billige Tand< aus einem Ballen wunderbar gefärbter Seidenstoffe besteht, die für Tuniken gedacht sind, dazu das jeweils passende bestickte Seidenband; daneben finde ich ein lackiertes Kästchen, das Stifte und winzige Töpfchen enthält — Schönheitsmittel, die alle auf meine natürlichen Farben abgestimmt sind und deren Anwendung ich zum Teil nicht einmal kenne —, sowie zwei Paar zierliche, gefärbte Ledersandalen. Mir ist zumute wie einem Kind bei seiner Geburtstagsfeier (*was ist ein Geburtstag?*); ich frage mich erstaunt, woher das Bild kommt, das in meinem Kopf entsteht: Kinder, die lustige Hüte tragen, einem Feuerwerk zusehen und Geschenkpäckchen wie diese öffnen — ein Bild, dessen Ursprung weit *jenseits* des weißen Feuers, der Wüste und des Durstes liegt.

An diesem Abend wird mein Name noch zweimal ausgerufen. Es sind Boten, die mir Geschenke bringen, einmal einen großen Korb mit Früchten und einmal ein Kästchen mit Schmuckstücken. Jetzt besitze ich Sandalen und Kleider, Schönheitsmittel und goldene Haarnetze, pflegende Öle und duftende Essenzen, die den Gestank des Todes von meiner Nase fernhalten sollen.

Am nächsten Tag rät mir Hassim, die Sorge um meinen neu erworbenen Reichtum einem zuverlässigen

Agenten in der Stadt zu übertragen. »Zahl ihm eine großzügige Provision. Sorge dafür, dass er reich wird, solange du am Leben bleibst, und dass er keinen Pfennig bekommt, wenn du stirbst, sonst könnte er dich vergiften oder betäuben lassen.«

Hassim hat aus den Kämpfen in der Arena eine Verwundung mitgebracht. Er nimmt sie auf die leichte Schulter und behauptet steif und fest, im Training habe er schon schlimmere da-

vongetragen. Dann untersucht er meine Geschenke Stück für Stück.

»Das hier«, sagt er und hält einen funkelnden Halbmond mit hübschen Steinen in die Höhe, »trägst du. Es ist so klein, dass es dich beim Kampf nicht behindert, aber auffällig genug, um in der Arena Eindruck zu machen - gut, wenn man weiß, dass du Bewunderer hast, beliebt bist. Eines Tages brauchst du das Wohlwollen der Menge, um deinen Gegner zu entmutigen. Das hier« - eine Schachtel mit Gebäck - »teilst du mit allen Gladiatoren. Kann dir nicht schaden, wenn sie dich für freundlich und großzügig halten. Diese hier -« er betrachtet prüfend ein Päckchen mit klebrigen Süßigkeiten »schenkst du den Sklaven. Wenn du sie ißt, liegen sie dir schwer im Magen; aber wenn du sie den Sklaven und Huren gibst, machst du sie glücklich, günstig, mit ihnen gut Freund zu sein. Diese hier« — er öffnet die edelsteinbesetzte Schatulle und fördert eine Perlenschnur zutage, die eher um den Hals der Gefährtin des Akharet passen würde — »verkaufst du.«

Wenn ich sie trage, erklärt er, gehe ich eine Verpflichtung gegen den Edelmann ein, der sie mir geschenkt hat. Wenn ich sie jedoch verkaufe, verpflichtet mich das zu gar nichts, selbst wenn ich den Erlös behalte.

Ich versteh'e diese Leute nicht.

Hassims Patron hat ihm einen Krug mit edlem Wein geschickt, von dem er trinkt, während er mir Ratschläge erteilt. Mir schmeckt das Zeug immer noch nicht, und ich ziehe es vor, die Früchte aus meinem Geschenkkorb zu essen. Hassim greift hinein und nimmt sich ein Büschel Trauben, reif, grün und saftig. Eine Zeitlang sehe ich zu, wie sich Schweißtropfen auf seiner breiten, braunen Stirn sammeln; ich bewundere die Muskelstränge an seinen Kinnbacken — aber das ist die Kämpferin in mir, nicht die Frau. Ich wünschte, ich könnte sein Angebot annehmen, ihm die Freude machen, die seine Güte verdient. Ich glaube nicht, dass er mich so will: mit zusammengebissenen Zähnen, ihn lediglich erduldend.

Ich beschließe, das Naschwerk der Frau zu schenken, die zu-

sammen mit mir die Wüste durchquert und das Dasein einer Hure dem Kampf in der Arena vorgezogen hat. Ich muß auf sie warten, denn sie hat einen Besucher. Als er herausstolziert kommt und sich entfernt, begrüßt sie mich mit unverhohler Überraschung. Ich habe den Eindruck, sie ist erfreut, mich zu sehen.

»Ich habe gehört, dass eine Gladiatorin einen Sieg in der Arena errungen hat. Das warst dann wohl du, oder? Und du siehst auch noch gesund und munter aus.« Dankbar nimmt sie die Naschereien entgegen. »Wie freundlich von dir, an mich zu denken. Aber wie kannst du nur so kämpfen? Ich würde sterben vor Angst - du bist doch wirklich schön genug, um einen reichen Gönner zu finden. Dann müßtest du dein Leben nicht mehr aufs Spiel setzen —«

»Dann wäre ich ja nicht besser als du«, platze ich unbesonnen heraus. »Ich könnte mich nicht an jeden Erstbesten verschenken wie du!«

Jetzt sieht sie mich verärgert und gereizt an.

»Wenigstens ziemt sich das, was ich tue, für eine Frau; ich habe nicht aufgehört, eine Frau zu sein, ich zeige nicht meine Beine in der Arena. Mich können nicht alle Männer mit den Augen benutzen, ohne dafür zu bezahlen!«

Ich weiß, dass sie nicht unrecht hat mit dem, was sie sagt, aber lieber würde ich den Tod in der Arena auf mich nehmen, als zu leben wie sie, die Hände und Leiber der Männer zu erdulden. Es tut mir leid, dass sie böse auf mich ist. Ich wüßte gern, was sie dazu bringt, diese Berührungen, diese Grobheiten über sich ergehen zu lassen, ohne sich bis aufs Blut zu wehren. Ihr nächster Kunde wartet schon, und als ich mich zum Gehen wende, mustert er mich unverschämt von Kopf bis Fuß und sagt: »Dich würde ich noch viel lieber nehmen, meine Schöne. Ich besitze einen Opal von der Größe eines Vogeleis; für eine Stunde in meinem Bett gehört er dir.«

»Ich danke für das Angebot«, entgegne ich und brächte ihn doch am liebsten um für die Art und Weise, wie er mich begafft und wie er von mir denkt. Warum nur kann er nicht be-

greifen, dass das eine Beleidigung für mich ist? »Aber ich habe kein Verlangen nach Schmuck«, sage ich, worauf er sich aufs Bitten verlegt und sein Angebot derartig hochtreibt, dass ich nur noch hilflos lachen kann.

»Einen solchen Preis würdest du für meinen Körper zahlen, selbst wenn ich ihn dir nur widerwillig überließe?«

»Willig oder nicht, das macht keinen Unterschied für einen Mann, meine Schöne«, erklärt er. Ich kann seine Worte kaum glauben. Mir fällt ein, wie Hassim gesagt hat, was für mich kein Vergnügen sei, könnte auch für ihn keines sein. Doch der Mann fügt noch hinzu: »Ich gehe jede Wette ein, dass es dir mit mir mehr Spaß macht als je zuvor.« Ich muss mich beherrschen, um nicht in schallendes Gelächter auszubrechen, denn ich weiß zu genau, dass es keineswegs so wäre. Da wird sein zuvor flehender Blick feindselig, und mir ist klar, dass er nun, da er weiß, dass er mich nicht haben kann, mich am liebsten in der Arena gemartert und umgebracht sähe.

Ich erhalte eine Einladung, bei meiner neuen Beschützerin zu speisen, und ich sehne mich danach, die Übungshalle zu verlassen, in der ich mich ständig aufhalte, seit ich in diese Stadt gebracht wurde. Mit ein paar Münzen aus meinem neuen Besitz besteche ich die Frau, die die Huren versorgt, damit sie mir das Haar wäscht und in Locken legt. Dann mache ich mich, begleitet von zwei Wachtposten aus den Schicksalshallen, auf den Weg durch die Stadt, von der ich bisher noch nichts gesehen habe. Die Männer begleiten mich angeblich zum Schutz vor Unbill, aber ich weiß, dass sie in Wirklichkeit den Auftrag haben, meine Flucht zu vereiteln. Gehätschelte Unterhalter und Zeitvertreiber der Stadt, als die wir gelten, sind wir doch in Wahrheit nicht weniger Sklaven als die angeketteten Männer, die den Schmutz aus dem Rinnstein fegen. Aber auf meinem Weg durch die Straßen erkenne ich, dass die Verteidigungsanlagen der Stadt kümmerlich sind. Ich sehe Tore, die von einem Häuflein nur leicht bewaffneter Männer mühelos gestürmt werden könnten. Ich registriere Fluchtwiege. Eine Karawane fällt mir auf, die mit ihrem Geleitschutz zum

Aufbruch rüstet. Wenn ich mich dereinst entschließen sollte, aus dieser Stadt zu fliehen - im Augenblick bin ich noch nicht dazu bereit -, dann wäre das der beste Fluchtweg: mich als Wachposten bei einer Karawane zu verdingen, die die Wüste durchqueren will, von der mir nur eines in Erinnerung geblieben ist: der ständige, quälende Durst. Warum registriere ich überhaupt all diese Einzelheiten dermaßen zwanghaft in meinem Kopf? Ich bin jetzt Gladiatorin, ich habe weder den Wunsch noch besteht die Notwendigkeit zu fliehen.

Meine Patronin ist eine weiche, freundliche Frau. Sie macht bei der Begrüßung viel Aufhebens um mich, fordert mich auf, neben ihr am Tisch Platz zu nehmen und reicht mir ausgesuchte Leckerbissen von ihrem Teller. Die ganze Zeit über bestürmt sie mich mit Tausenden von Fragen über die Welt der Gladiatoren, die ich nur unzulänglich beantworten kann.

»Und hast du einen Liebhaber dort, meine Liebe? Ich habe einmal von einer Frau gehört, die sich an die Arena verkauft hat, um die Schulden ihres Liebhabers zu begleichen«, berichtet sie, und ihre Augen glänzen vor Neugier, während ihre Hände mit mehr als freundlicher Aufmerksamkeit meinen Körper streifen. Nach allem, was ich in der Wüste über mich habe ergehen lassen müssen, erschreckt mich das Verlangen in den Augen einer Frau nicht. Ich stoße ihre Hände nicht zurück, und sie werden ein wenig vorwitziger, sobald die Patronin merkt, dass sie nicht abgewiesen wird. Ich empfinde ihre Berührungen weder als unangenehm noch als bedrohlich, und das Wissen um ihr Verlangen lässt ein Gefühl von Macht in mir entstehen. Aber was erhofft sie sich von mir? Ich fühle mich nicht abgestoßen; ich verstehe es einfach nicht. Dennoch versichere ich ihr, dass ich keinen Geliebten in den Schicksalshallen habe. Hassim ist gut und stark — so wie das Band, das sich zwischen uns entwickelt —, aber ein Geliebter ist er mir nicht.

Die folgenden Tage vergehen friedlich und ohne bemerkenswerte Vorkommnisse; niemand zählt sie, aber am Trainingseifer erkenne ich, dass uns bald wieder eine der großen Festlichkeiten bevorsteht. Eines Morgens — ich bin gerade dabei,

meinen neuen Lederharnisch zu pflegen, den mir meine Patronin in ihrer Großzügigkeit geschenkt hat — dringt ein zorniger Aufschrei an mein Ohr, und ich gehe ihm nach, um zu erfahren, was den Tumult veranlaßt hat.

»Hände weg, du Schwein aus Jemmok! Gibt es keine Huren in dieser Stadt, dass du Hand an eine Frau legen mußt, die ihr Brot mit ehrlicher Arbeit verdient?«

Sie ist groß und kräftig gebaut. Sie trägt ihr rotes Haar zu zwei Zöpfen geflochten, die so dick sind wie meine Handgelenke. In den kräftigen Strängen ihrer Brustmuskeln verschwinden ihre Brüste, die nie besonders groß gewesen sein können, fast völlig. Ihre Taille ist, gemessen an ihrer großen Gestalt und ihren breiten Schultern, erstaunlich schmal. Sie bewegt sich geschmeidig wie eine Dschungelkatze auf ihren langen, muskulösen Beinen. Der bullige Muskelprotz, der von uns allen nur >der Stier< genannt wird, taucht prustend und spuckend aus dem Wassertrog, in den sie ihn geschleudert hat.

Ihr Blick bleibt an mir hängen. »Ich wußte nicht, dass es hier noch eine zweite Amazone gibt«, sagt sie. »Kommst du aus Gyre, Schwester?«

»Das hat man mir gesagt. Ich weiß es nicht. Ich habe das Gedächtnis verloren.«

»Das muß so sein; nur in Gyre ziehen Frauen als Kriegerinnen ins Feld«, erklärt die Rothaarige. Ich höre ihr neugierig zu und sehne mich gleichzeitig nach dem fernen Land Gyre, in dem kein Mensch verwundert gaffen würde beim Anblick einer Frau in Waffen.

Der Meister der Gladiatoren ruft mir zu: »Zadya, kümmere dich um sie und führ sie herum. Meine Hochachtung, Mädchen. Erst durch dich habe ich gelernt, dass eine Frau eine größere Attraktion sein kann als Männer, wenn man nur richtig mit ihr umgeht.«

Ich gehe auf sie zu und betrachte bewundernd ihren Lederharnisch, der mit Kupfernieten beschlagen ist, die Armschienen, die bis zu den Ellbogen reichen, die mit Metallbändern befestigten Schutzschiene an ihren muskulösen Beinen, die

eher zum Tanzen als zum Kämpfen geschaffen zu sein scheinen. Sie trägt ein gelbes Seidenhemd, das einmal sehr elegant gewesen sein muß, zum Schutz ihrer Haut unter dem Harnisch. Ihr Körper ist von zahllosen Narben gezeichnet, wo sie sich an der Rüstung wundgescheuert hat, von braunen Flecken, die das harte Leder hinterließ: aufgescheuert und wieder verheilt, aufgescheuert und wieder verheilt, immer wieder, jahrelang.

»Zadya«, sagt sie, »das ist doch kein Name. Wie hat man dich in Gyre genannt, Mädchen?«

»Ich kann mich an keinen anderen Namen erinnern«, erwidere ich, und sie lacht. »Du hast das Haar und die Augen der Frauen von Satyang an der Grenze. Aber es gab dort einen Krieg, in dem viele Frauen erbeutet und verschleppt wurden. Und wie kommt es, dass du dich an nichts als das Schwert erinnerst, wenn du aus Satyang stammst? Ich habe noch nie von einer Frau aus Satyang gehört, die zur Kriegerin ausgebildet wurde.« Sie bricht in schallendes Gelächter aus. »Wirst du mit mir um das Recht kämpfen, den Namen *Zadya* zu tragen, da ich das gleiche Recht darauf habe wie du?«

Ich will nicht gegen sie antreten; ich hätte sie viel lieber zur Freundin. Aber kann ich es hier, in den Schicksalshallen, wagen, Freundschaft mit ihr zu schließen? »Einverstanden, ich werde mit dir kämpfen«, erklärt sie. »Du hast einen anderen Namen, den du zu Recht trägst; ich nenne nur den Namen *Zadya* mein eigen, den ich mir in fairem Zweikampf verdient habe und den ich verteidigen werde, wenn es nötig ist.«

Sie umarmt mich stürmisch und zieht mich an sich. »Behalte deinen Namen, *Zadya*, du hast ihn dir durch deine Tapferkeit verdient. Ich heiße Beizun. Wo kann ich mein Zeug hinschmeißen? Und wo kann ein Mädchen hier mal pinkeln, ohne dass diese Hurenböcke alle gleich angerannt kommen und zuglotzen?«

Noch nie habe ich eine Frau so reden gehört; dagegen wirken unsere Huren geradezu damenhaft. Dennoch scheint es ihrer temperamentvollen Art angemessen. »Komm mit«, fordere ich sie auf. »Ich zeige dir, wo du deine Waffen unterbringen

kannst.« So kam meine Freundin Beizun in die Schicksalshallen.

Eine reiche Frau, die Augen dick mit Kohl umrandet, kommt in die Übungshalle und sieht uns beim Training zu. Ihre Blicke folgen Hassim. Ich lausche ihrer schmeichelnden Stimme, und die Eifersucht schnürt mir die Kehle zu. Aber das ist Wahnsinn; ich will seinen muskulösen Körper doch gar nicht! Sie will ganz offensichtlich nichts anderes. In der Pause, in der wir unseren Hunger mit zähem Bratenfleisch und holzigem Gemüse stillen, kommt Hassim herein und rasiert sich sorgfältig. Die Männer sehen, dass er weder Brot noch Bier anröhrt, und rufen ihm spöttische Bemerkungen zu: »Bist dir wohl zu gut für unseren Fraß, Hassim, wenn du gebratenes Geflügel und Konfekt bei deiner Madame Seidenarsch kriegen kannst?«

Erst spät in der Nacht kommt er wieder, lärmend und torkelnd, und im Schein der Fackel, die der Wachposten hält, sehe ich, dass er mit schimmerndem Gold behängt ist; seine Halskette und sein Armband sind breiter als meine neuen goldenen Schmuckstücke. Als er sich an seinen gewohnten Platz an meine Seite legt, rieche ich den schweren, parfümierten Duft genossener Freuden, und mit dem Wohlgeruch atme ich durchdringenden Weingeruch ein, der ihm aus allen Poren dringt. Am Morgen wacht er erst auf, als ich ihm einen Kübel Wasser über den Kopf gieße. Prustend und nach Luft schnappend springt er auf. Herzlos lache ich ihn aus, da er stöhnt und beim Gehen den Kopf so vorsichtig ausbalanciert, als könne er ihm von den Schultern fallen.

»Paß nur auf, Hassim«, witzelt einer der Kampflehrer grob, »wenn du deine *ganze* Kraft durch den Feuerpfeiler verströmst, hast du keine mehr, wenn du sie brauchst, und der Verfluchte Alte (das ist der Tod, fällt mir ein, in der rauen Sprache der Arena) wird dich dich mit gesenktem Schild erwischen!«

»Bis dahin ist es noch lange hin«, entgegnet Hassim. Er versucht, meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, doch ich wende mich ab.

An diesem Abend will er mir eine goldene Kette schenken, aber ich weise sie heftig zurück. Er starrt mich verwundert an.

»Man könnte glauben, du wärest eifersüchtig. Was bedeutet sie mir schon? Nichts als die Möglichkeit, Spanferkel statt zäher Pferdekoteletts essen und einen besseren Wein trinken zu können als das Gesöff, das sie uns hier geben! Die Möglichkeit, ein Stück Freiheit zu genießen — auch für dich, meine Zadya«, sagt er und versucht, mich an sich zu ziehen. Ich bin nicht eifersüchtig, sondern neidisch auf das, was sie von ihm bekommen kann. Selbst die gemeinste Hure ist freier als ich, die seine liebenden Hände mehr fürchtet als das Schwert eines Gegners.

In der Stadt herrscht Trockenheit; selbst in den Übungshallen und bei uns, den verhätschelten Schoßkindern der Stadt, ist das Wasser knapp und wird streng rationiert. Im Becken wird es nur alle zehn Tage erneuert statt wie bisher an jedem dritten. Sogar zum Waschen ist kaum noch Wasser vorhanden. Beizun murrt, weil sie ihr prachtvolles rotes Haar nicht mehr täglich mit der wohlriechenden Seife waschen kann, die ihr ein Verehrer geschickt hat; ich, die ich wirklichen Durst kennengelernt habe, beklage mich nicht, denn immerhin haben wir ausreichend Wasser zum Trinken.

Auf allen Plätzen in der Stadt wird öffentlich um Regen gebetet. Ich bete nicht, denn ich weiß nichts über die hiesigen Götter; Gebete von mir wären die reinste Farce.

Dann ergeht vom Akharet der Befehl, dass alle Gladiatoren einem besonderen Opferritual beizuwohnen haben. Hassim überbringt mir die Neuigkeit und fordert mich auf, meine besten Kleider anzulegen, die leuchtend rot gefärbte Seidentunika, die mir meine Patronin geschickt hat, sowie jedes Schmuckstück, das ich nicht verkauft habe. Derartig herausgeputzt, betrachte ich mein Spiegelbild im Wasserbecken und denke: Du

magst zwar eine Barbarin sein — dennoch bist du wunderschön.

Während sich alles zur Prozession sammelt, steht Beizun ne-

ben mir und beobachtet die Männer, die in ihren besten Kleidern Aufstellung nehmen. Hassim in seinem himmelblauen Brokatgewand und mit funkeln den Edelsteinen in seinem Turban sieht einfach prachtvoll aus. Beizun hat ihren abgewetzten Harnisch abgelegt und trägt nun einen Rock sowie eine kurze, tief ausgeschnittene Jacke aus reinweißem Rehleder. Ansehens ihrer wundervollen Brüste und ihrer langen, sonnengebräunten Beine, die bis zu den Schenkeln unbedeckt sind, frage ich mich verwundert, wie sie es fertigbringt, sich außerhalb der Arena so zur Schau zu stellen. Sie lacht mich nur an und legt meine Hand auf ihr Herz, so dass ich es schlagen spüre, und ich muß an die Arena denken und an die Spiele, die im Laufe der nächsten zehn Tage stattfinden werden, ob es nun regnet oder nicht. Und ich denke an den langbeinigen Jüngling, der schon nach zehn Minuten in der Arena den Tod gefunden hat; ich denke daran, wie wenig gefehlt hat, und ich wäre ihm ins Jenseits gefolgt, wie wenig es bedürfte, das Herz, das da unter meiner Hand schlägt, zum Stillstand zu bringen. Eine Woge von Liebe und Angst stürzt über mich herein. Es könnte meine Hand sein, die ihr den Todesstreich versetzt.

Der Gedanke erfüllt mich mit Entsetzen. Sie hört, wie ich den Atem anhalte, und führt meine Hand an ihre Lippen, indem sie mir zart über die Finger streichelt. Vor uns werden die Opferstiere, gestriegelt und mit Girlanden geschmückt, hinausgeführt. Sie sprühen vor Leben, scharren mit den Hufen und stampfen ungeduldig den Boden. Die kahlgeschorenen Priester, die bis auf ihre kurzen Kilts vollkommen nackt und deren Oberkörper tiefbraun von der Sonne sind, zücken blitzende lange Klingen. Einer der Priester, muskelbepackt wie ein

Gladiator, tritt vor und schleudert scheinbar ziellos einen vergoldeten Ring durch die Luft. Er gleitet über ein mit Bändern geschmücktes Stierhorn, und im selben Augenblick eilen zwei Tempeldiener herbei, packen das Tier bei den Hörnern und zerren es vorwärts. Der Stier hält das offenbar für ein neues Spiel und wirft den Kopf herum, ohne sich ernsthaft befreien zu wollen. Ich sehe dem Schauspiel zu, als wäre es ein neu-

er Gladiatorenwettkampf. Auf den bloßen, braungebrannten Oberkörpern der Priester treten die Muskeln spielerisch hervor, als sie das Tier mit Gewalt voranziehen. Der Priester, der das Schlachtopfer vollziehen soll, hebt sein Messer, und kaum haben die anderen die Hörner des Stieres in die Höhe gezwungen und seine ungeschützte Kehle dargeboten, da durchtrennt sie der Priester auch schon mit einem einzigen, schwungvollen Schnitt. Ein langgezogenes Stöhnen geht durch die Menge, eine merkwürdige Mischung aus Ehrfurcht und Befriedigung. Selbst ich spüre ein seltsames Ziehen in der Magengrube, als die Messerklinge in der Sonne aufblitzt, das Blut über die Girlanden und Bänder spritzt und die glatten weißen Flanken des Tieres sich so tiefrot färben wie mein Kleid. Ich höre, wie Beizun ein leises, erregtes Keuchen von sich gibt, und ihre Hand schließt sich so fest um meine, dass es beinahe schmerzt.

Nun beugt sich der Priester in seinem blutverschmierten weißen Kilt über den gefallenen Stier und bohrt mit seiner Klinge in dem Kadaver herum. Dann reißt er mit einem Ruck etwas heraus, ein rotes, bluttriefendes Etwas, das er triumphierend in die Höhe hält: das Herz des Tieres. Ich aber drehe mich um und würgt alles heraus, was ich in den vergangenen drei Tagen zu mir genommen habe.

Später erfahre ich, dass das als schlechtes Omen gilt und dass der Hohepriester jemanden beauftragt hat, herauszufinden, wer die Opferhandlung gestört hat. Hassim hat ihnen erklärt: »Ein Neuling unter uns und in der Stadt; eine Barbarin aus Gyre und obendrein noch verwirrt im Geist.«

Auf diese Weise entgehe ich der Strafe dafür, dass ich das Schauspiel gestört, das Ritual verdorben habe.

Sollen sie mich doch für schwachsinnig halten, mich stört es nicht. Für einen derartigen Mummenschanz von Religion ein unschuldiges Tier mit seinem Leben büßen zu lassen, das ist ekelerregernd; beim bloßen Gedanken daran wird mir speiübel. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Im Laufe des Tages bezieht sich der Himmel doch tatsächlich mit Wolken! Über der Arena braut sich ein heftiges Gewitter zusammen, während

wir noch beim Abendessen sitzen. Es gibt gebratenes Fleisch; ein Opfertier wird stets auf der Tafel des Akharet aufgetragen, und er wiederum schickt, wie man mir sagt, stets gnädig eine Keule vom Braten der königlichen Tafel zum Festmahl der Gladiatoren. Ich schließe mich dem Trinkspruch auf seine Großherzigkeit an, kann aber keinen Geschmack finden an dem Fleisch, das noch heiß zerlegt wird und aus dem der Saft dunkelrot wie Blut herausläuft. Gerade, als Hassim ein triefendes Stück Fleisch an die Lippen führt, grollt ein Donnerschlag wie ein Erdbeben, Blitze zucken über unsere Gesichter, und plötzlich prasseln Hagelkörner durch das offene Dach in den Hof herunter. Eines trifft mich am Kopf, und ich stoße, eher vor Schreck als vor Schmerz, einen Schrei aus, springe auf und renne schutzsuchend unter den Dachvorsprung, ohne noch einen Gedanken an mein Abendessen aus Brot und Früchten zu verschwenden, das ich auf dem Tisch zurücklasse.

Einer nach dem anderen folgt meinem Beispiel, während die Hagelkörner herunterprasseln, bis der Hof bedeckt ist mit weißen Eiskugeln. Die meisten sind nicht größer als mein Daumennagel, aber es sind auch einige darunter, die den Umfang einer Kinderfaust erreichen.

Eines der größeren Hagelkörner trifft mich an der Stirn und schlägt mir eine blutende Wunde. Ich stürze, benommen und halb ohnmächtig von dem Schlag, zu Boden.

Das nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass Beizun sich über mich beugt und versucht, mich aufzuheben, dass Hassim herbeigeeilt kommt und sie beiseiteschieben will. Sie geraten in Streit, wer von beiden mich hineinragen soll. Als Hassim mich auf meinen gewohnten Schlafplatz niederlegt, versichere ich ihm, dass ich nicht ernstlich verletzt bin, und er überlässt es Beizun, mir mit einem Schwamm das Blut von der Stirn zu wischen. Als er sich entfernt, verzieht sie das Gesicht.

»Wie besitzergreifend er ist, dein Liebhaber!«

»Er ist nicht mein Liebhaber, sondern mein Freund«, erkläre ich ihr, und sie verzieht erneut das Gesicht, diesmal allerdings voller Zweifel.

»Nein? Wer ist es dann?«

»Ich habe keinen Liebhaber«, entgegne ich, aber ich sehe deutlich, dass sie mir nicht glaubt. Ich mache keinen Versuch, sie zu überzeugen; soll sie doch denken, was sie will.

»Wenn Hassim nicht dein Liebhaber ist, würde es dir dann etwas ausmachen, wenn ich es einmal mit ihm versuche? Oder ist einer von den anderen Männern hier besser im Bett?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Du meinst, du hast sie noch nicht alle ausprobiert?« fragt sie mich erstaunt. »Ich hätte sie alle durchprobiert, einen nach dem anderen! Oder sind die Männer hier in der Stadt Eunuchen?«

»Es ist mir gleichgültig, was sie sind«, erwidere ich.

»Wenn mich ein Mann anfaßt — töte ich ihn! Ich bin keine Hure!«

Ich sehe ihr an, dass sie mir immer noch nicht glaubt, also drehe ich mich um und überlasse mich dem Schlaf.

In dieser Nacht wache ich auf, um mich herum lauter schlafende Männer. Im Mondschein, der durch die Fensterschlitzte dringt, kann ich Hassim auf seinem Lager in meiner Nähe erkennen und dicht bei ihm eine undeutliche Gestalt, deren lange Zöpfe auf seinem Körper ruhen. Ich richte mich halb auf und erkenne Beizun. Sie liegt eng an ihn geschmiegt, den Kopf auf seiner Schulter. Ein Gefühl, das ich nicht kenne, erfaßt mich, überwältigt mich; ich verstehe nicht, warum ich bei diesem Anblick brennende Tränen zurückhalten muß. Ich mißgönne ihr Hassims Umarmungen nicht, statt dessen rede ich mir ein, dass ich mich freue über das Vergnügen, das diese beiden, die mir so sehr ans Herz gewachsen sind, miteinander teilen.

Dennoch dauert es Stunden, bis ich wieder einschlafen kann.

Es ist Morgen; ich sitze am Beckenrand und bemühe mich verzweifelt, mein langes Haar zu entwirren. Neidisch beobachte ich Beizun, die ihre prächtigen Zöpfe mit flinken Fingern flicht. Nicht zum erstenmal frage ich mich, warum meine Hände sich nicht ebenso an diese einfachste aller weiblichen

Fertigkeiten erinnern wie mein Körper um den Kampf mit Schwert und Schild weiß. Beizun bemerkt meinen eindringlichen Blick und unterbricht ihre Tätigkeit. Sie fragt mich: »Soll ich dir helfen, Zadya?«

Während ich mein Haar ihren geschickten Händen überlasse, fällt mir die Frau ein, die mir an jenem Morgen nach der Wüstenwanderung die Haare so sanft gekämmt hat, bevor ich zum Sklavenmarkt gebracht wurde. Die erste Freundlichkeit, an die ich mich erinnere. Ich spüre, wie mir die Tränen in die Augen steigen, als Beizun mein Haar in zwei Strähnen teilt, und ich hebe die Hand, um die Tränen fortzuwischen. Sie hält inne. »Tut es weh?«

»Oh! Nein, nein —« Mit stockender Stimme erzähle ich, und sie hört sich meine Geschichte an, sichtbar schockiert. Aber ich will auch nicht, dass sie mich bemitleidet. Schließlich sagt sie: »So kam es also, dass du dein Gedächtnis verloren hast und hierher gekommen bist?«

»Ich wünschte, ich hätte weniger verloren — oder mehr«, entgegne ich. »Alles, woran ich mich erinnere, würde ich am liebsten ebenfalls vergessen. Es sei denn, ich bin in dem — dem weißen Feuer gestorben, und dies hier ist die Hölle.«

Beizun verzieht das Gesicht zu einem schiefen Grinsen.

»Um die Wahrheit zu sagen, Kleines, habe ich mich das auch schon gefragt. Aber ich bin mit Sicherheit noch am Leben, also kann es nicht die Hölle sein.«

»Jetzt weißt du, wie ich hierher gekommen bin«, sage ich. »Aber ich habe keine Ahnung, wie du in die Schicksalshallen geraten bist. Bist du auch entführt und als Sklavin verkauft worden?«

Sie bricht in ihr schallendes, ungeheuer undamenhaftes Gelächter aus.

»Entführt? Keine Spur. Ich habe *mich selbst* an die Arena verkauft, meine Liebe!«

»Du hast dich selbst verkauft? Aber warum?« stoße ich entsetzt hervor.

»Ich habe eine große Schwäche, und das ist das Glücksspiel«,

erklärt sie mir. »Und meine Schulden waren so hoch, dass ich sie nicht bezahlen konnte. Die Arena schien mir der beste Ausweg zu sein; wäre es nach meinen Gläubigern gegangen, so wäre ich in einem Bordell in den Kupferminen gelandet. Deswegen konnte ich dich auch so gut verstehen. Lieber kämpfe ich um mein Leben, als dass ich mir mein täglich Brot auf dem Rücken verdiene.«

»Das steht fest!« pflichte ich ihr aus ganzem Herzen bei. Doch ich erinnere mich, wie sie in Hassims Armen gelegen hat, und sehe sie immer noch voller Zweifel an.

Ich habe beinahe das Gefühl, sie hat meine Gedanken gelesen, denn gleich darauf sagt sie: »Bist du böse auf mich, weil ich mit deinem Liebsten geschlafen habe?«

Ich könnte niemals böse auf sie sein, und das sage ich ihr auch. »Ich habe dir doch erklärt, dass er nicht mein Liebster ist«, füge ich gequält hinzu. Beizun streichelt sanft über meine Wange und sagt: »Er hat mir gesagt, dass er dich sehr liebt, dass du seine Liebe aber überhaupt nicht erwiderst. Wenn er dich haben könnte, hätte er mich niemals angefaßt.«

Bei diesen Worten kann ich die aufsteigenden Tränen nicht zurückhalten. Sie schlingt die Arme tröstend um mich, und ich erzähle ihr — stockend, mühsam um jedes Wort ringend — von meinen Ängsten und meinem Versagen. Ihre aufrichtige Verwunderung bringt mich mehr als alles andere aus der Fassung.

»Ich kann mir nicht einmal vorstellen, wie das ist — es nicht einmal zu wollen —«. Kopfschüttelnd hält sie mitten im Satz inne. »Ich würde verrückt, wenn ich allein schlafen müßte!«

»Vielleicht bin ich ja verrückt.« Dieser Gedanke ist mir schon manchmal gekommen.

Ich werde im Übungskampf gegen Beizun aufgestellt; sie ist größer als ich, und der Leiter der Spiele wünscht, dass ich mich ihrer größeren Reichweite mit dem Schwert stelle. Geduldig trainieren wir zusammen, Tag für Tag, umkreisen einander wachsam. Wir sind ein gutes Paar; meine größere Beweglichkeit und Schnelligkeit gleichen ihre Kraft und ihre

längeren Arme aus. Gewöhnlich erschöpft sie mich mit ihrer Ausdauer; frühmorgens jedoch ist der Vorteil auf meiner Seite, weil ich mich rascher bewege. Oft unterbrechen die anderen Gladiatoren im Übungsraum ihre Kämpfe, um uns zuzusehen und die eine oder andere mit aufmunternden Rufen anzufeuern.

»Du darfst dir nicht so gute Kämpfe mit der Rothaarigen liefern«, sagt Hassim eines Tages auf dem Weg zu unserem täglichen Training. Ich ärgere mich über seine Einmischung; mit Beizun zu kämpfen, ist für mich das reinste Vergnügen. Wenn ich die Waffen gegen sie erhebe, bin ich wach und aufgeregt von Kopf bis Fuß.

»Na gut«, sagt Hassim, » gib deinen Gefühlen nach, und man wird dich in der Arena gegen sie aufstellen. Glaubst du, es wird dich freuen, wenn die Menge dir zuschreit, du sollst sie töten?«

Eiskalt fährt mir der Schreck in die Glieder; niemals habe ich auch nur einen Gedanken an diese Möglichkeit verschwendet. Nun wird mir klar, dass es genau das ist, was die Menge am liebsten sähe. Allzu gerne, ja, geradezu geifernd würde jeder einzelne darauf warten, dass diese beiden Frauen, die sie nicht haben können, sich gegenseitig umbringen, und dies möglichst blutig. Allein schon bei dem Gedanken, man könnte uns zum Kampf auf Leben und Tod gegeneinander aufstellen, dreht sich mir der Magen um, und das, obwohl wir uns schon ein Dutzend Mal gegenseitig verwundet haben. Ich möchte sie in die Arme nehmen und beschützen, und wenn sie strauchelt und ich ihr eine kleine Wunde zufüge, werfe ich mich nicht in freudigem Triumph auf sie; statt dessen breche ich in Tränen aus, und Beizun starrt mich bestürzt an.

»Was ist denn mit dir heute los, meine Freundin?«

»Ich will dich nicht töten!« stoße ich wimmernd hervor.

»Auf diese Weise wird dir das nie gelingen«, sagt sie und holt blitzschnell zu einem Scheinangriff aus. Ich verliere den Halt und stürze hilflos zu Boden. Seltsam, dass mir niemals der Gedanke gekommen ist, sie könne den Wunsch haben,

mich unter dem donnernden Applaus der Menge zu töten. Ir-
gendwie habe ich immer angenommen, dass sie das gleiche für
mich empfindet wie ich für sie. Während ich, noch zu erschütt-
ert, um aufzustehen, schluchzend liegenbleibe, beugt sie sich
zu mir und hilft mir mit rauhbeiniger Sanftheit auf die Beine.
»Habe ich dir wirklich wehgetan, Zadya? Laß uns für heute
vormittag Schluß machen; ich habe die Nase voll von diesen
Scheißkerlen, die hier herumhängen und danach gieren, dass
wir uns gegenseitig blutig schlagen!«

»Hassim sagt, wenn wir ihnen einen zu guten Kampf zeigen,
werden die Zuschauer ganz wild darauf sein, eine von uns
sterben zu sehen.« Bevor meine Worte noch ganz in ihr Be-
wußtsein gedrungen sind, wirft sie sich brüllend vor Lachen
zurück und ruft: »Hassim ist eifersüchtig! Bei allen beschis-
senen Göttern von Rhadamuth! Vielleicht sind die heulenden
Hunde unter den Zuschauern wirklich so anmaßend!« Ihre
Stimme klingt plötzlich ganz sanft.

»Niemals, *Zadya*, das schwöre ich dir.« Dann leuchten ihre
Augen mutwillig auf. »Wir müssen weg hier. Wir haben keine
Zeit zu verlieren. Da wir uns den Weg hinaus nicht erkaufen
können — dazu reicht die Zeit nicht, wir könnten das Geld
nicht einmal in einem Jahr zusammenbekommen — müssen
wir fliehen. Und ich glaube, ich weiß auch schon, wie wir es
anstellen werden!«

Sie neigt sich über mich und flüstert mir ihren Plan ins Ohr.

VIERTES KAPITEL

All jene, finde ich heraus, die schon einen Kampf in der Arena hinter sich haben, dürfen sich frei in der Stadt bewegen. Ich bitte um die Erlaubnis zu einem Besuch bei meiner Patronin, und sie wird mir bereitwillig erteilt.

Sie empfängt mich mit einer Umarmung und einem Kuß; nunmehr bin ich mir der Bedeutung ihres Verhaltens deutlicher bewußt. Sie bietet mir Erfrischungen an, geeiste Früchte und einen kalten Trunk. Den betäubenden Geschmack des Weines habe ich noch immer nicht zu schätzen gelernt, doch an den Früchten knabberte ich mit großem Vergnügen.

»Wann wird dein nächster Kampf stattfinden?« fragt sie mich, und ich erinnere sie an die Sonderspiele, die in zehn Tagen stattfinden werden. »Ab morgen werde ich sehr hart trainieren«, erkläre ich, nicht ohne Hintergedanken, »und werde Euch erst nach den Spielen wiedersehen.«

»Du wirst mir fehlen«, sagt sie spontan, und ich erkenne, dass sie mir das Stichwort gegeben hat, auf das Beizun mich vorbereitet hat.

»Gebieterin — «

Sie fällt mir ins Wort. »Willst du mich nicht Ifania nennen?«

»Also gut, Ifania. Man hat mir gesagt, dass Ihr Euer eigenes Tammarim von Gladiatoren zusammenstellen wollt — « hier zögere ich, doch sie versteht augenblicklich.

»Dann könnten wir Zusammensein, so oft wir wollen«, vollendet sie den Satz. »Würde dir das gefallen, meine Schöne?«

Beizun hat mir genaue Instruktionen gegeben, was ich darauf erwidern soll.

»Wenn wir immer zusammen wären, Ifania, würdet Ihr meiner bald überdrüssig werden. Es ist besser so, wie es ist.« Ich suche mir einen Pfirsich aus und beiße in das saftige, kühle Fleisch, ohne Ifania anzusehen.

»Niemals«, sagt sie. »Aber hast du denn unter den Gladiatoren des Akharet in den Schicksalshallen keinen Freund oder

Liebhaber?«

»Ich habe keinen Liebhaber«, erkläre ich mit Nachdruck.

»Aber viele von den Männern dort sehen doch sehr gut aus und sind vollkommen —«

»Herrin, ich schwöre, dass mich kein Mann berührt hat noch jemals berühren wird, solange ich im Vollbesitz meiner Kräfte und in der Lage bin, mich zu verteidigen.«

»Ist das wirklich wahr?« fragt sie ungläubig, und wieder versichere ich es ihr.

»Ist es einer Frau denn möglich, keusch zu bleiben, wenn sie unter Männern lebt?«

»Vielleicht nicht für eine gewöhnliche Frau; aber ich bin Gladiatorin, und sie wissen genau, wie gut ich mich verteidigen kann.«

»Ich glaube dir«, sagt sie. »Was würdest du davon halten, wenn ich dir sage, dass ich dich als erste Kämpferin für mein Tammarim ausgewählt habe? Der Akharet ist ein Verwandter von mir; ich bin sicher, dass er deinem Verkauf zustimmen würde. Soll ich ihn um die Erlaubnis bitten, dich aus den Schicksalshallen freizukaufen?«

Ich senke die Augen und murmle, meine Herrin müsse nach ihrem eigenen Gutdünken handeln.

»Aber würde es dich glücklich machen, in meinem Hause zu wohnen?« fragt sie. Sie ist jetzt sehr ernst und blickt mir forschend in die Augen. Ich halte ihrem Blick nur einen kurzen Moment lang stand, dann wende ich mich schüchtern ab.

»Es würde mich sehr glücklich machen«, murmle ich, worauf sie sich augenblicklich erhebt und einmal in die Hände klatscht, um einen ihrer Haussklaven herbeizurufen.

»Schick mir meine Schreiberin her«, befiehlt sie ihm. Als die Schreiberin, eine alte Frau mit runzeligem Gesicht, das Zimmer betritt, sagt sie: »Amme, dies hier ist Zadieyek, eine Gladiatorin aus den Schicksalshallen; sie wird von nun an zu unserem Haushalt gehören.«

Die alte Frau rümpft verächtlich die Nase. »Herrin, Ihr habt viele ergebene Sklaven; wozu braucht Ihr einen Gladiator,

noch dazu eine Frau? Wenn Euch der Sinn nach einem Kämpfer steht, dann besorgt Euch einen richtigen Leibwächter, einen Mann . . .«

»Werde nicht unverschämt, Amme; du hast mich schon zur Heirat gedrängt, als meine Brüste noch kaum entwickelt waren«, fährt Ifania sie an.

Die alte Frau entgegnet mürrisch: »Und, was ist schon dabei? Ist es vielleicht ein Verbrechen, wenn ich darauf brenne, Euch mit einem Kind im Arm zu sehen? Liebste Herrin Ifania, ich habe schon so viele Eurer Schwärmereien miterlebt, und die neueste ist diese Leidenschaft für Amazonen . . .«

Ifania bringt sie mit einer gebieterischen Geste zum Schweigen. »Genug davon; hol deine Tafeln und dein Schreibzeug und schreibe!« Murrend nimmt die alte Amme Schreibzeug und Tinte und beginnt, nach Ifanias Diktat ein Gesuch an den Akharet zu schreiben, in dem er gebeten wird, ihr zu gestatten, ihm >die Gladiatorin, die nur unter dem Namen Zadieyek bekannt ist<, abzukaufen. Als das niedergeschrieben ist, wendet sie sich an mich und fragt:

»Ist es wahr, dass du keinen anderen Namen hast? Oder willst du lediglich, dass er in der Arena nicht bekannt wird? Wenn du ihn mir anvertrauen willst, so schwöre ich dir, dass ich dein Vertrauen nie mißbrauchen werde.«

»Ich nehme an, dass ich irgendwann einmal einen anderen Namen gehabt haben muß«, erklärt sie ihr. »Aber wie er auch gelautet haben mag, ich habe nicht mehr Erinnerung daran als an mein Leben vor der Geburt und nach dem Tode.«

»Was ist das erste, woran du dich erinnerst?«

»Feuer«, antworte ich. »Weißes Feuer, das alles ausgelöscht hat, was zuvor gewesen sein mag.«

»Ich habe schon von derartigem Gedächtnisverlust gehört«, sagt Ifania. »Mein Arzt sagt, dass oftmals ein Schlag auf den Kopf die Ursache ist. Erinnerst du dich an irgend etwas dergleichen?«

Aber so sehr ich mich auch bemühe, ich erinnere mich an nichts anderes als an weißes Feuer, das meine Welt zerstört

hat, und an die Schrecken und Vergewaltigungen, die darauf folgten. Als Ifania meinen bekümmerten Blick sieht, streichelt sie mir sanft die Hand. »Aber, aber, ich werde dich nicht bedrängen. Doch wenn dir etwas einfällt, dann erzähl es mir. Für den Augenblick sollst du so genannt werden, wie du es wünschst; Zadieyek oder anders, ganz wie es dir gefällt, meine Liebe.«

»In den Schicksalshallen nennen sie mich Zadya, und es gefällt mir«, sage ich und erkundige mich: »Werdet Ihr ein Tammarim zusammenstellen?«

»Eigentlich hatte ich es nicht vor«, erklärt sie. »Ich will keinen von diesen kämpfenden Rohlingen um mich haben. Aber es würde mir gefallen, etwas zu tun, was noch keine Patrizierin je getan hat, nämlich ein ganzes Tammarim ausschließlich mit Gladiatorinnen zu besetzen. Gibt es in den Schicksalshallen noch mehr Frauen, die erprobte Kämpferinnen sind?«

Auf dieses Stichwort habe ich gewartet, und ich erzähle ihr von Beizun. »Sie ist eine Frau von Rhadamuth, die sich ihrer Spielschulden wegen selbst an die Arena verkauft hat«, erkläre ich.

»Aber ist sie auch schön? Und sieht sie wirklich aus wie eine Frau? Manche Gladiatorinnen haben gewaltige Muskeln und sind häßlicher als die rohesten Kerle. Wenn ich mir schon ein Tammarim zulege, das ausschließlich aus Frauen besteht, so soll es auch in jeder Hinsicht unschlagbar sein. Jede einzelne meiner Kämpferinnen muß nicht nur ihre Waffenkunst vollendet beherrschen, sondern auch eine Schönheit sein, um die mich sämtliche Edelleute der Stadt beneiden.«

»Beizun ist *sehr* schön«, versichere ich aus vollem Herzen. »Seht sie Euch selbst an, Ifania. Außerdem hat man mir gesagt, sie und ich seien ebenbürtige Gegnerinnen.«

»Was sind ihre Waffen?«

»Sie kämpft, ebenso wie ich, mit Schwert und Schild.«

Sie befiehlt ihrer Amme und Schreiberin, den Brief an den Akharet so umzuformulieren, dass er nunmehr lautet, Ifania habe den Wunsch, beide Sklavinnen zu erwerben, die nicht in

des Akharet eigenes Tammarim aufgenommen wurden. Mit diesem Brief schickt sie eine verlässliche Dienerin aus, die das Recht hat, sich frei in der Stadt zu bewegen — eine alte Frau, die längst über die Jahre hinaus ist, in denen es gefährlich für sie gewesen wäre, allein durch die Straßen zu gehen.

»Nun müssen wir abwarten, was geschieht«, sagt Ifania und lässt sich auf dem Diwan nieder. Dann klopft sie auf den Platz an ihrer Seite, als wolle sie ein Kätzchen locken, sich neben ihr zusammenzurollen. Kaum bin ich ihrer Aufforderung nachgekommen, zieht sie meinen Kopf in ihren Schoß und streicht mir übers Haar, als wäre ich wirklich ein verhätscheltes Kätzchen. Die alte Amme starrt finster vor sich hin, und ich erkenne, dass ich mir in ihr eine Feindin geschaffen habe — hier, wo ich mich so gerne geborgen fühlen würde.

Als die Dienerin zurückkommt, springt Ifania auf und nimmt ihr die Botschaft ungeduldig aus den Händen. »Jetzt werden wir ja sehen«, sagt sie und liest laut vor. Der Akharet gibt seine Zustimmung zu meinem Verkauf, erklärt aber gleichzeitig, dass die Gladiatorin Beizun in den Spielen unerprobт und ihr Wert daher noch nicht bekannt sei; er könne daher zum gegenwärtigen Zeitpunkt keinen gerechten Preis für sie festsetzen.

Ifania zuckt die Achseln. »Sei's drum«, sagt sie. »Es ist ohnehin Zadya, die ich haben will; vielleicht ist er bereit, Beizun zu verkaufen, wenn sie gezeigt hat, was sie wert ist.« Hierauf füllt sie einen Beutel mit Edelsteinen und Gold — der Preis, der für mich festgesetzt wurde — und lässt ihn dem Akharet überbringen.

Was habe ich nur getan? Ich habe mich selbst aus den Schicksalshallen, dem einzigen Heim, das ich kenne, ausgeschlossen und mich von den einzigen Menschen getrennt, die mir etwas bedeuten: von Hassim und Beizun.

Ich bitte meine neue Herrin um die Erlaubnis, in die Schicksalshallen zurückzukehren und meine wenigen Besitztümer holen zu dürfen, und sie erlaubt es mir. Zwar bietet sie mir an, eine Dienerin zu schicken, um mir den Weg zu ersparen, aber

ich möchte unbedingt Hassim und Beizun Lebewohl sagen und ihnen erzählen, was geschehen ist.

»Ich danke Euch, Ifania, aber ich würde wirklich lieber selbst gehen.« Und plötzlich fallen mir auch die richtigen Worte ein. »Ich möchte mir Eure Dienerinnen nicht zu Feinden machen, indem ich sie auf Botengänge schicken lasse, die ich selbst erledigen kann.«

»Wenn sich eine von ihnen unfreundlich gegen dich zeigt, Zadya, so sag es mir, und ich sorge dafür, dass es ihr leid tut.«

Sie meint es ernst, das ist mir klar. Klar ist mir aber auch, dass ich — sollte sich das herumsprechen — in diesem Hause außer Ifania nur Feinde haben würde.

Ich schnüre meine Sandalen und mache mich auf den Weg durch die Straßen der Stadt des Akharet, zurück zu den Schicksalshallen, die für mich zur einzigen Heimat geworden sind. Während ich durch die Straßen gehe, blicke ich all den Fremdlingen ins Gesicht, die die Stadt bevölkern. Ganz gewiß muß es unter all diesen Vertretern der unterschiedlichsten Rassen irgendwo Männer und Frauen geben, die aus meiner wahren Heimat stammen; irgendwo in diesem babylonischen Sprachgewirr müßte ich den Klang meiner Muttersprache vernehmen. Aber würde ich sie überhaupt erkennen? Oder würde sie mir unbekannt vorkommen, wie einer Fremden? Ein Schauder überläuft mich bei diesem Gedanken, und ich eile rasch weiter.

»Zadya!« ruft mir der Torwächter entgegen. »Ich wußte nicht, dass du ausgegangen warst! Hassim hat dich gesucht; er wußte auch nichts davon. Ich habe ihm gesagt, ich hätte dich nicht hinausgehen sehen.«

Ich mache mich sofort auf die Suche nach Hassim, noch bevor ich meine wenigen Habseligkeiten zusammenpacke: ein paar Tuniken zum Wechseln und meine Waffen, die meinen wertvollsten Besitz darstellen. Hassim finde ich am Brunnen im Innenhof, wo sich die Gladiatoren des Akharet in ihren freien Stunden aufzuhalten pflegen.

»Zadya — ich habe dich überall gesucht!« empfängt er mich

beinahe vorwurfsvoll. »Ich habe mir Sorgen um deine Sicherheit gemacht.«

Ich überlasse mich seiner liebevollen Umarmung, als wäre er mein Bruder — aber ich weiß doch gar nichts von brüderlicher Liebe, oder?

Ich muß ihm sofort meine Neuigkeit berichten: »Der Akharet hat sich bereiterklärt, mich an Ifania, meine Herrin, zu verkaufen.«

»Und du hast zugestimmt und willst mich verlassen, meine Zadya?«

Es wird ein Schlag für ihn sein, und ich sehe keine Möglichkeit, ihn abzumildern. Mir fällt nichts Besseres ein, als mit gespielter Kälte zu erwidern: »Ja, ich habe dem Verkauf zugestimmt.« Trotzig füge ich hinzu: »Ich bin keines Mannes Eigentum.«

»Das stimmt nicht, wir alle gehören dem Akharet«, berichtigt er mich und sagt schließlich: »Aber jetzt bist du frei von ihm und gehörst den Launen einer reichen Dame. Nun, ich wünsche dir alles Gute, Zadya.«

»Wir werden uns in der Arena sehen«, erinnere ich ihn, und er entgegnet mit einem Schauder: »Die Götter mögen verhindern, dass wir uns auf diese Weise wiedersehen, Zadya; es würde mich mehr kosten, als ich sagen kann, wäre ich gezwungen, dich zu töten, um meine eigene Haut zu retten.«

»Ich hoffe von ganzem Herzen, dass du niemals vor diese Wahl gestellt sein wirst«, ist alles, was ich darauf zu sagen weiß. Abschiednehmend schlinge ich ihm die Arme fest um den Hals. »Hassim, sei mir nicht böse!«

Er umarmt mich voller Zärtlichkeit.

»Werde glücklich, Mädchen. Eines Tages werden wir vielleicht wieder beisammensein. Nicht hier, irgendwo, weit fort von hier.«

»Ich hoffe es«, sage ich feierlich zum Abschied. Dann mache ich mich schnellstens auf die Suche nach Beizun, um ihr zu berichten, dass der erste Teil unseres Planes gelungen ist.

»Ifania hat mich dem Akharet abgekauft. Sie hat versucht,

dich ebenfalls loszukaufen, der Akharet erklärte jedoch, es stehe noch nicht fest, wie hoch dein Wert zu veranschlagen sei. Vielleicht in zehn Tagen, nach den nächsten Spielen.«

Beizun will alles genau wissen, was sich zwischen uns abgespielt hat. Ich bin zu verlegen, um ihr von Ifanias Zärtlichkeit zu erzählen; trotzdem scheint Beizun davon zu wissen. »Sie wird dir schon bald keine Bitte mehr abschlagen können, so lange sie so in dich vernarrt ist«, erklärt sie listig. »Und wenn wir erst einmal das Haus des Akharet verlassen haben, werden wir uns einen Plan ausdenken, wie wir uns beide von der Arena befreien können.«

Es fällt mir schwer, in Ifanias Haus allein zu trainieren, aber ich wage es nicht, meine Übungen zu vernachlässigen; der Preis dafür ist mir zu hoch. Denn mit Sicherheit wartet der Verfluchte Alte jenseits des Schicksalstores nur darauf, sich meiner zu bemächtigen.

Ifania kommt, um mir beim Training zuzusehen. Sie fragt, ob ich irgendwelche Wünsche habe.

»Ich hätte gern einen Kampflehrer«, erklärt sie mir. »Ich möchte nicht getötet werden, wenn ich das nächste Mal die Arena betrete.«

»Gut, meine Liebe, aber ich werde eine Lehrerin für dich suchen. Ich will keinen Mann in deiner Nähe sehen.« Also stellt sie eine Waffenmeisterin für mich ein, eine streitbare kleine Frau jenseits der Fünfzig, die Muskeln hat wie ein Schmied. Sie hat mich in der Arena gesehen und weiß einiges zu meinem Kampfstil mit dem Schwert zu sagen.

»Dieser Schild ist zu leicht für dich, du mußt mit einem schwereren trainieren«, erklärt sie mir. »Schildarm und Schwertarm sind bei dir zur Zeit nicht gleichmäßig ausgebildet und entwickelt.« Sie deutet auf einen Muskelstrang meines Schildarms und gibt mir Gewichte, mit denen ich trainieren soll. Außerdem bringt sie mir bei, Saltos und Räder zu schlagen, wogegen Ifania, die es als Zeitvertreib betrachtet, mir beim Training zuzusehen, Einspruch erhebt.

»Zadya ist weder eine Akrobatin noch eine Possenreißerin,

versuch bitte nicht, ihr die Würde der Kämpferin zu nehmen.«

»Zum Teufel mit ihrer Würde! Es sei denn, Ihr findet Vergnügen daran, sie sterben zu sehen«, widerspricht die kleine Kampflehrerin, die Marfa heißt. »Sollte sie in der Arena einmal stürzen, so können ihr diese akrobatischen Kunststückchen das Leben retten. Außerdem sind sie hübsch anzusehen, sie gefallen der Menge; den Zuschauern bereitet es mehr Vergnügen, wenn man sich mit einem Salto aus der Gefahr herauskatapultiert, als wenn es aussieht, als wolle man Reißaus nehmen.« Dann ermahnt sie mich aufs eindringlichste: »Niemals darfst du, selbst wenn du einem Treffer entgehen willst, den Eindruck erwecken, davor zurückzuschrecken. Diese Kunststückchen wiegen deine Zuschauer in dem Glauben, du tatest das alles nicht etwa, um der Gefahr zu entgehen, sondern einzig und allein, um ihnen zu gefallen und ihnen möglichst viel Unterhaltung zu bieten. Solange du die Menge bei Laune hältst, kannst du dem Tod immer wieder ein Schnippchen schlagen.«

Ich bin Marfa dankbar für ihre Kenntnisse und Ratschläge und befolge sie gewissenhaft. Am Ende eines jeden Tages werde ich aufgefordert, mit Ifania zu speisen, und es scheint ihr ein ganz besonderes Vergnügen zu bereiten, alles herbeizuschaffen, wonach mich verlangt, wenngleich meine neue Lehrerin angeordnet hat, dass ich meine Diät noch strenger einhalte, als Hassim es gefordert hat. Weißes Geflügelfleisch, Fisch, wenige grüne Gemüsesorten und noch weniger Süßes; sogar die meisten Früchte sind mir verboten.

Doch schon nach ein paar Tagen spüre ich, wie sich das Reglement der neuen Lehrerin bewährt: Meine Muskeln werden geschmeidiger, mein Körper strafft sich und ich werde immer stärker. Ifania behandelt mich wie ein neues Spielzeug, schmückt mich mit farbenfrohen Tuniken und behängt mich mit Juwelen. Am Vorabend der Spiele weist meine Lehrerin mich an, nur ein leichtes Mahl zu mir zu nehmen und früh zu Bett zu gehen — was dazu führt, dass Ifania schmollt, weil sie Gäste zu einem Bankett geladen hat, bei dem sie mit ihrem

kostbaren neuen Besitz prunken wollte.

»Nach den Spielen! Dann könnt Ihr sie als Siegerin vorführen«, bestimmt Marfa, und Ifania fügt sich ihrer Anordnung, wenn auch sichtbar widerwillig.

»Also gut, wenn es denn sein muß«, sagt sie und geleitet mich höchstpersönlich zu dem gut durchlüfteten, mit Fliegen- und Staubschutz versehenen Vorbau, den sie zu meinem alleinigen Gebrauch bestimmt hat. Eigenhändig entkleidet sie mich, steckt die Bettdecke um mich fest und gibt mir einen Gutenachtkuß wie ein kleines Mädchen, das seine Puppe zu Bett bringt. Und wirklich kommt mir Ifania oftmals eher vor wie ein Kind mit einer neuen Puppe denn wie die Herrin einer Gladiatorin. Dazu ist sie offenbar nicht blutrünstig genug.

Nachdem sie mich allein gelassen hat — es ist erst kurz nach Sonnenuntergang —, kann ich lange nicht einschlafen und mache mir Gedanken über das, was mich am nächsten Tag in der Arena erwarten mag. Niemand hat es mir gesagt; wäre ich noch in den Schicksalhallen, hätte ich schon längst erfahren, für welche Zeit die Zweikämpfe angesetzt wurden, ja, vielleicht sogar meinen Gegner im Kampf zu Gesicht bekommen. Was ist, wenn ich schließlich doch gegen Beizun oder gar gegen Hassim aufgestellt werde? Bin ich überhaupt imstande, eine Freundin oder einen Freund zu töten, wenn mein eigenes Leben auf dem Spiel steht? Gäbe es eine Gottheit, an die ich glaube — ich würde sie anflehen, mich niemals vor eine solch schwerwiegende Entscheidung zu stellen. Ruhelos werfe ich mich auf meinem Lager herum und erinnere mich, wie sich Hassim in der Nacht vor den letzten Spielen zu mir legte, wie ich mich nicht überwinden konnte, ihm zu geben, was er von mir wollte — in dieser Hinsicht bin ich unfreier als jeder Sklave, eine hilflose Gefangene alter Ängste. Schließlich fällt mir ein, wie Beizun eines Nachts, in seine Arme geschmiegt, bei Hassim lag, und ich hoffe von ganzem Herzen, dass sie auch heute Nacht bei ihm ist und ihn tröstet.

Wie unter Zwang spiele ich geistig noch einmal jeden Schwertstreich durch, den ich in meinem ersten Kampf gegen

den Gladiator mit Netz und Dreizack führte. Werde ich morgen gegen einen Netzkämpfer oder gegen einen anderen Schwertkämpfer antreten müssen? Oder gegen eine Schwertkämpferin — möglicherweise sogar gegen Beizun? Im Geiste wiederhole ich jeden einzelnen Schwertgang, in dem wir je gegeneinander angetreten sind.

Ein Schatten fällt über mein Lager, und ich höre leise Schritte; es ist Marfa.

»Du schlafst noch nicht? Ich würde dir ja einen Schlaftrunk geben, aber er könnte zur Folge haben, dass dein Auge und deine Hand morgen nicht rasch genug sind, wenn es darauf ankommt«, sagt sie. »Hast du Angst?«

Ihr gegenüber will ich meine Angst nicht eingestehen. »Nein, natürlich nicht.«

»Stolz ist schön und gut«, entgegnet sie, »aber so dumm bist du nicht. Versuche, dich zu entspannen. Zähl langsam vor dich hin, atme tief durch.« Ihre Stimme ist sanft und beruhigend, bei ihrem Klang entspannt sich mein Körper Muskel für Muskel, bis ich schlaftrunken werde.

Ich bin schon beinahe eingeschlafen — Marfa hat sich längst von meinem Lager fortgestohlen —, da höre ich wiederum leise Schritte. Jemand setzt sich neben mich aufs Bett. Ich erkenne kaum, wessen Arme es sind, die sich um mich legen und mich fest umschlingen, eine Berührung, die gleichermaßen beruhigend wie erregend ist. Schlaftrunken bilde ich mir ein, wieder in Beizuns Armen zu liegen, glaube, dass es ihre feste Brust ist, die ich berühre, an der ich, von Glücksgefühlen erfüllt, ruhe. Zärtlich geflüsterte Worte, Berührungen, die in mir nicht einmal eine Andeutung jenes Ekels hervorrufen, der mich überkam, als ich von Männern missbraucht wurde und keinerlei Möglichkeit hatte, mich dagegen zu wehren. Die Liebkosungen werden immer intimer, bis ich endlich in einen vollkommenen, überwältigenden Taumel verfalle: Erst dann erkenne ich, schon halb im Schlaf, dass ich in Ifanias Armen liege und zärtlich von ihr gestreichelt werde. Sie hält mich fest umschlungen; an ihrer warmen Brust schlafe ich ein. Verges-

sen sind meine Angst und die bedrohlichen Schatten der Schicksalshallen.

FÜNFTES KAPITEL

Sonnenlicht weckt mich; es ist noch früh am Morgen, und ich liege immer noch in Ifanias Armen. Und da wird mir mit einem Schlag klar, wie meine Gefühle für Beizun beschaffen sind; es macht mich fast ein wenig traurig, dass nicht sie es war, mit der ich diese Wonnen entdecken durfte.

Andererseits bin ich froh, dass ich von meiner Herrin geliebt werde. Während ich sie betrachte, öffnet sie die Augen und begrüßt mich mit einem Kuß. »Es ist noch früh«, flüstert sie mir zu. »Ich werde dir nachher meine eigene Zofe schicken; sie wird dich baden und ankleiden und für die Arena schön machen.«

An diesem Morgen kann nicht einmal der Gedanke an die Arena das Selbstvertrauen und das Glücksgefühl schmälern, das ich empfinde. Ifania eilt davon, und nach einer Weile erscheint ihre Zofe und geleitet mich ins Bad. Sie salbt meine Glieder mit wohlriechenden Ölen, bis mein Körper von einer Energie erfüllt ist, wie ich sie noch nie verspürt habe. Dann legt sie mir eine neue, blaugrüne Tunika an, die Ifania für mich geschickt hat, und streift mir das kleine, halbmondförmige Kettchen über, das Ifanias erstes Geschenk an mich war. Ifania kommt, um mich zu begutachten, bevor ich zu den Schicksalhallen gebracht werde, wo wir uns auf die Spiele vorbereiten.

»Du bist noch viel schöner, als ich dachte, meine liebe Zadya«, sagt sie. »Sei allen, die im Kampf gegen dich antreten, wahrhaft eine Schreckliche.« Darauf schließt sie mich in die Arme und küsst mich, nicht leidenschaftlich, sondern voller Zärtlichkeit.

»Möge mein Sieg Euren Ruhm vermehren, meine liebe Herrin«, sage ich, und sie umarmt mich noch einmal.

»Und den deinen ebenso, meine Allerschönste«, entgegnet sie, indem sie mir einen Ring über den Finger streift, der aus einem tiefroten Edelstein geschnitten ist. Ich berühre ihn mit

den Lippen, bevor ich mich entferne, und sie ruft mir nach: »Komm gesund zu mir zurück, meine Geliebte!« Sie hat ihre eigene Sänfte geschickt, in der ich durch die Straßen der Stadt getragen werden soll.

Ich fange an zu begreifen, was es heißt, der gehätschelte Liebling einer vornehmen Dame zu sein. Während mich die Träger unter gutgelaunten Rufen wie >Platz da! Hier kommt eine große Dame! Gebt den Weg frei!< durch die Stadt tragen, klingen die beifälligen Rufe der Passanten wie das Meeresrauschen von der Zuschauertribüne in der Arena an mein Ohr. Ich werde bis vor das Tor der Schicksalshallen getragen, das kein Außenstehender durchschreiten darf, und finde mich inmitten der Kämpfer wieder, die die Farben der Sklaven des Akharet oder seiner Gefährtin tragen. Hassim, der seine besten Kleider trägt, begrüßt mich mit einem Anflug von Belustigung.

»Wie vornehm du aussiehst, Zadya! Deine Herrin hat dich in Seide gewandet und mit den edelsten Düften parfümiert.«

Beizun gesellt sich zu uns und lächelt zur Begrüßung.

»Wie ist der Verlauf der Spiele geplant? Wißt ihr, gegen welche Waffen ich antreten muß?«

Zornig erwidert Hassim: »Ich bin Gladiator, kein Schlächter! Aber der Akharet — möge er ewig leben!, diese Worte sagt er mit so beißendem Spott, dass selbst ich begreife, dass er den Akharet zum Teufel wünscht, »hat befohlen, dass wir heute gegen Tiere kämpfen. Tiere — damit macht er allen seinen Kämpfern Schande!«

»Was ist daran so schlimm, Hassim?« frage ich. »Ich denke, es ist besser, Tiere statt Menschen zu töten.«

»So, meinst du?« entgegnet Hassim verächtlich. »Um Tiere abzuschlachten, die nicht einmal wissen, warum sie sterben müssen, braucht man weder Können noch Geschick, und Ehre ist damit auch nicht einzulegen. Wenn es dem Akharet Vergnügen bereitet, unschuldige Tiere sterben zu sehen, so hat er schließlich genügend Opferpriester, die ihn jederzeit gerne überzeugen, dass es seinen Göttern gefällt, wenn diese armen Kreaturen abgeschlachtet werden. Die Gladiatoren wissen

zumindest, warum sie kämpfen.«

»Wenn es dem Akharet Vergnügen bereitet, Männer und Frauen unter Qualen sterben zu sehen —« brause ich zornig auf, doch Beizun legt mir die Hand beschwichtigend auf die Schulter.

»Sei still, liebe *Zadya*. Die Wände könnten Ohren haben.«

»Wer die Wünsche des Akharet kritisiert, dem könnte leicht das letzte Stündlein geschlagen haben«, ermahnt mich Hassim. Ich verzichte darauf, ihn zu erinnern, dass er den Akharet ebenfalls kritisiert hat.

Der Leiter der Spiele erscheint und kündigt den ersten Kampf an.

Hassim und vier weitere Männer aus dem Tammarim des Akharet müssen gegen ein halbes Dutzend wilde Stiere aus dem Sumpfland von Rhighun antreten.

Hassims Worte waren zwar voller Geringsschätzung, doch als ich jetzt nach vorne schlüpfe, um einen Blick auf die Stiere zu werfen, die durch den anderen Eingang hereingetrieben werden, bekomme ich es mit der Angst zu tun. Die Stiere sind in den Schultern so breit wie Wasserbüffel, und ihre Augen funkeln wild. Hassim nimmt seinen langen Speer auf und gibt seinen Mitkämpfern ein Zeichen. Die Schreie der Wärter dringen an mein Ohr. Einer der Arenasklaven erzählt uns, dass bei den Spielwetten nur wenige Gewinnchancen geboten werden; die Wetten stehen vier zu fünf, dass die Stiere alle fünf Gladiatoren töten, und zwei zu eins, dass sie drei der fünf töten. Erbost frage ich mich, ob auch Ifania eine solche Wette abgeschlossen hat.

Die Stiere greifen an, und Hassim stellt sich dem größten und ältesten. Er treibt ihm seinen langen Speer mit solcher Wucht in die Flanke, dass ein Mensch zu Boden gegangen wäre; den Stier jedoch macht die Verwundung rasend, er wirft sich herum und greift erneut an. Hassim hebt sein Schwert und stößt es ihm in den Nacken. Der erste Stier liegt am Boden und verendet. Die Zuschauer in der Arena, die darauf gesetzt haben, dass alle fünf Gladiatoren von den Stieren getötet werden,

kreischen vor Wut. Ein anderer Gladiator wirft seinen Speer, verwundet einen der Stiere jedoch nur am Nacken. Das wütende Tier greift ihn an, nimmt ihn blitzschnell auf die Hörner und schleudert ihn mit einer zornigen Kopfbewegung fort. In einer Ecke der Arena bleibt er liegen, ein blutgetränktes Bündel. Selbst Hassim kann ihm nicht mehr helfen, obwohl er sich mit einem tödlich treffenden Speerwurf dazwischenwirft.

Zwei Stiere liegen nun leblos im Sand der Arena; drei weitere werfen ihre zottigen Köpfe hin und her und greifen mit gesenkten Hörnern an. Hassim tötet einen von ihnen so flink, wie es ein Opferpriester nicht besser gekonnt hätte. Die Arena ist erfüllt von brüllendem Lärm und dem Gestank nach Blut und Kot. Für einen geschickten Kämpfer ist es nicht schwer, die Stiere zu töten ... es ist lediglich ermüdend. Ich fange an, Hassims Zorn über dieses Gemetzel zu verstehen, und mir fällt ein, was er darüber gesagt hat: Dazu braucht man weder Können noch Geschick, noch ist Ehre damit einzulegen. Einer seiner Gefährten liegt tot in der Arena, ein anderer stolpert über ein Sandalenband, das sich gelockert hat, verliert den Halt und stürzt zu Boden, wo er von einem

Stier auf die Hörner genommen und durch die Luft geschleudert wird. Jetzt ist nur noch eines der riesigen Tiere am Leben. Hassim erledigt es mit einem einzigen, gezielten Streich, dreht sich um und marschiert geradewegs auf den Ausgang zu, ohne den donnernden Applaus auch nur zur Kenntnis zu nehmen. Das gefällt der Menge nicht; schlimm genug, dass er ihre Wetten über den Haufen wirft und sie seinetwegen Geld verlieren, doch dass er für ihr Lob nur Verachtung zu haben scheint, werden sie ihm nicht verzeihen. Wenn er das nächste Mal die Arena betritt, werden sie nach seinem Blut lechzen.

»Töricht«, sagt Beizun, die ihre Schwertklinge an einer Falte ihrer Tunika prüft; sie teilt den Seidenstoff wie eine Feder. Beizun wird als nächste in die Arena gerufen. Sie muß gegen einen mächtigen Elefantenbulle antreten, ein graues, runzliges Tier mit kleinen, halbblinden Augen und langem Rüssel, von dem sie herumgewirbelt wird, bis sie auf einem Absperr-

gitter landet. Von dort lässt sie sich herabfallen und schlägt dem Tier den tastenden Rüssel mit einem einzigen Schwertstreich ab. Der verletzte Elefant gerät in blinde Raserei; unter schrillem, schaurigem Trompeten stürmt er kopflos durch die Arena, auf der Suche nach seiner Peinigerin. Beizun richtet sich hoch auf und stößt ihm ihr Schwert durch das Auge ins Gehirn; er stürzt zu Boden, und sein Gewicht erschüttert die Arena wie ein Erdbeben. Ihr Kampf gegen den Elefanten hat nur Minuten gedauert. Im nächsten Kampf treten zwei Gladiatoren gegen einen Löwen mit scharfen Krallen an. Im Nu haben sie den Löwen in ihren Netzen gefangen; mit dem Speer versetzen sie ihm den Todesstoß.

Die Menge ist wütend. Das ist ihnen zu leicht; sie wollen nicht das Blut der Tiere fließen sehen, sondern das Blut von Männern und Frauen.

Mein Name wird ausgerufen. Mit sinkendem Mut stelle ich fest, dass ich gegen eine Wildkatze kämpfen muß, die viermal so groß ist wie ich, sie ist von der Nase bis zur Schwanzspitze orange und weiß gestreift. Am Eingang in die Arena steht Beizun und flüstert mir zu: »Achte auf ihre Augen.«

Der Tiger wittert den Blutgeruch in der Arena. Er knurrt und läuft unruhig hin und her, wobei er mit dem Schweif den Boden peitscht. Seine Augen, stelle ich fest, sind hell und die Iris blutrot; er ist also ein Albino, bei Tage halb blind. Ich schnelle mit einem Salto an ihm vorbei und richte es so ein, dass ihm die Sonne voll in die empfindlichen Augen scheint, als er zum Sprung ansetzt. Vom Blutrausch gepackt, greift die gewaltige Katze an, und ich entkomme ihr mit mehreren Radschlägen, eifrig darauf bedacht, den Zuschauern ein interessantes Schauspiel zu bieten. Zumaldest einige sind darüber enttäuscht; ihr Geschrei ist eindeutig: Sie wollen sehen, wie mich die Katze zerfleischt, und nichts anderes.

Ich bin nicht in der Stimmung, ihnen den Gefallen zu tun, obwohl ein Freudenschrei durch die Arena geht, als ich nach einem blitzschnellen Prankenschlag der Bestie mit blutendem Arm in die Knie gehe. Meine rote Tunika wird nicht mehr zu

gebrauchen sein. Die Raubkatze hat sich mit ihrem Schweif in meiner Halbmondkette verfangen und mir das Gewand heruntergerissen, so dass ich nun halbnackt vor der Menge stehe. Ich hebe das Schwert über den Kopf und lasse es heruntersausen, doch die Klinge rutscht am Schädelknochen der Katze ab; ich stürze zu Boden und gerate unter die Bestie. Während die Menge entzückt aufschreit, stoße ich dem Tier die Klinge in den Bauch, und sein Blut strömt auf mich herunter. Die Katze stürzt mit ihrem ganzen Gewicht auf mich, und ich verliere fast die Besinnung, als mir ihr fauliger Raubtieratem entgegenschlägt. Als die Arenasklaven herbeieilen und den Kadaver beiseite zerren, krieche ich lebendig hervor und schnelle mit einer ganzen Serie von Radschlägen davon. Beifall brandet auf, wenn auch ein wenig widerwillig; aber immerhin gibt es einige Zuschauer in der Menge, die sich freuen, dass ich noch am Leben bin. Ich hoffe, dass meine Herrin Ifania unter ihnen ist.

Als ich aus der Arena zurückkehre, ist Marfa dort und fällt augenblicklich über mich her; es geht um die Kette, die mich beinahe das Leben gekostet hätte. »Nie, nie und nochmals nie darfst du in der Arena Schmuck tragen!« tobt sie. Meine Seidentunika ist blutdurchtränkt, nur noch ein unbrauchbarer Fetzen, so dass ich fast nackt vor den Gladiatoren stehe, die sich in dem Bereich hinter der Arena drängen. Marfa schiebt mich zum Badebecken und befiehlt barsch einem der Sklaven, mir eine neue Tunika zu bringen. Nachdem meine Blöße wieder sittsam bedeckt ist, kommt Hassim, um mich zu beglückwünschen. Er ist zutiefst erleichtert: Er hat mich unter der Raubkatze liegen sehen und geglaubt, es sei um mich geschehen. Ich schmiege mich noch immer in Hassims Arme, da kommt Ifania herein, die sich durch Bestechung der Torwächter Zutritt verschafft hat. »Ich hatte solche Angst!« ruft sie aus und zieht mich heftig an sich. In diesem Augenblick sieht sie, über meine Schulter hinweg, Beizun in ihrem weißen Leinengewand und mit den langen Zöpfen von leuchtendem Kupfer.
»Wie heißt du und woher kommst du?« erkundigt sie sich.

»Ich bin Beizun von Rhadamuth«, erwidert sie.

»Ich muß dich haben«, erklärt Ifania bestimmt. »Ich habe den Wunsch, ein Frauen-Tammarim zusammenzustellen.«

Unverzüglich schickt Ifania erneut eine Botin mit einem Päckchen Edelsteinen zum Akharet, und als ihre Sänfte eintrifft, die uns nach Hause bringen soll, ist der

Kaufvertrag bereits besiegelt und Beizun ebenfalls ihre Sklavin.

In den Straßen der Stadt verbreitet sich das Gerücht, der Akharet sei erzürnt; zu viele kostbare Tiere wurden getötet, und die Menge war enttäuscht, weil so wenig Blut geflossen ist. Auch der Pöbel schreit nach Blut; er behauptet, der Akharet sei seiner Verpflichtung, das Volk zu unterhalten, nicht nachgekommen.

»Barbaren«, sagt Beizun abfällig und verzieht das Gesicht. Auf dem Weg zu Ifanias Haus schmiegen wir uns eng aneinander in der Sänfte. »Denen ist unser Geschick und Können, das wir im Kampf gezeigt haben, vollkommen gleichgültig. Die wollen doch nur Blut sehen, wollen begaffen, wie Männer und Frauen umgebracht werden. Wie ich sie alle verachte!«

»Es war dein freier Entschluß, Gladiatorin zu werden«, erinnere ich sie.

»Weißt du, wie lange eine Hure in den Kupferminen am Leben bleibt, Zadya? Dies hier ist zumindest ein langsamer Tod, und er ist nicht ganz so unausweichlich; es gibt immerhin die Möglichkeit, dem Verfluchten Alten zu entgehen und sich freizukaufen«, gibt sie mir zur Antwort.

Als wir in Ifanias Haus eintreffen, steht die Aufwartefrau schon bereit, uns zu baden, zu massieren, zu salben, in kostbare neue Tuniken zu kleiden und mit Juwelen zu schmücken. Derart herausgeputzt, werden wir an Ifanias Festtafel geladen.

Die Freunde unserer Herrin erwarten uns bereits, und ich spüre die Welle der Spannung und Bewunderung, die uns bei unserem Eintritt entgegenschlägt. Beizun ist hochgewachsen und stolz, ihr flammendes Haar leuchtet über dem Gewand aus weißer Seide. Ich weiß, dass ich ebenfalls schön bin, denn ich

sehe, wie sich meine dunkleren Haare, die schlankere Gestalt im himmelblauen Gewand und meine dunklen Augen in Beizuns Augen widerspiegeln. Auch Ifania ist schön, feingliedrig und hübsch zurechtgemacht in ihrem langen Patriziergewand. Mir war vorher kaum bewußt, wie jung sie ist, möglicherweise noch nicht einmal zwanzig. »Was wirst du nun anfangen mit zwei so schönen Kämpferinnen, Ifania?« wird sie gefragt.

»Ach, mir wird schon etwas einfallen.« Sie kommt auf uns zu und geleitet uns zu unseren Plätzen. Ihre Hand tastet kurz nach der meinen, eine flüchtige Berührung, um sich meiner zu versichern. Beizun bemerkt es, und mit einem Male fällt mir ein, was sie bei einer früheren Gelegenheit gesagt hat: >... solange sie so in dich vernarrt ist<, und ich erröte heftig. Plötzlich verspüre ich tiefes Mitleid mit meiner Herrin, denn ich erkenne, dass sie mir in Wirklichkeit auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist. Ich bin die Sklavin, sie ist die Herrin, und doch bin ich es, die alle Macht in Händen hält. Und ich verstehe es weder, noch verlangt es mich danach.

Soweit meine Erinnerung reicht, ist dies das erste Mal, dass ich nicht den Ereignissen ausgeliefert bin, nicht mehr Verfolgte, Gefangene, Opfer bin. Als ich die Waffe ergriff und mich zur Gladiatorin machte, statt eine Hure zu werden, wie es mein Schicksal sein sollte, war dies die allererste Gelegenheit, die ich hatte, eine Entscheidung zu treffen. Und jetzt wird mir bewußt, dass ich alles, was von nun an geschieht, selbst bestimme, das ist eine Verantwortung, die mir Angst macht. Denn es bedeutet, dass ich nicht nur mein eigenes, sondern auch Beizuns Leben lenke, ja, sogar das Leben meiner Herrin Ifania.

Es ist eine seltsame Pause eingetreten, als wäre die Welt für kurze Zeit zum Stillstand gekommen. Ifania hält meine Hand noch immer umfaßt, und ich erwidere den Druck mit den Fingern. Warum legt sie ihr Leben so in meine Hand? Ich kann es immer noch nicht begreifen.

»Sie sind wirklich wunderschön«, sagt Evara, eine Freundin meiner Herrin, die zwar außerordentlich vornehm gekleidet,

aber nicht annähernd so schön ist wie Ifania; ihr leicht ergrau tes, rotblondes Haar ist schütter, und in ihr langes Gesicht haben Griesgrämigkeit und Zügellosigkeit verräterische Linien ge graben. »Du hast dich also entschlossen, ein Gladiatoren-Tammarim aufzustellen, Ifania? Das ist gut; der Akharet wird allmählich alt und behäbig. Diese abstoßende Schlächterei heute — glaubt er vielleicht, er hätte einen Metzgerladen? Und was seine Gefährtin betrifft - ich bin gemeinsam mit Clarmina erzogen worden, und ich weiß genau, dass sie keine blassen Ahnung von Gladiatoren hat und nicht einen einzigen Funken Interesse dafür auf bringt. Dann wirst du also dafür sorgen, dass wir endlich wieder ordentliche Spiele bekommen?«

»Ich werde mir Mühe geben«, erwiderte Ifania, »aber ich weiß nicht viel über die Arena. Vielleicht können mir diese beiden Frauen etwas darüber erzählen. Sag, Zadya, warum kämpfst du lieber gegen Menschen als gegen Tiere? Dieser Tiger heute hätte dich um ein Haar umgebracht - sind Tiere denn schwieriger zu töten als Menschen?«

Ich sehe mich um in der Runde der Frauen, die ungeduldig auf meine Antwort warten. Sie, denen noch niemals die geringste Gefahr gedroht hat, sind begierig zu hören, was für ein Gefühl das war, dem Tod ins Auge zu blicken. Ich ärgere mich über sie, wende mich aber dennoch meiner Herrin zu und erkläre zögernd: »Es ist gefährlich, mit Tieren zu kämpfen, denn es gibt keine Möglichkeit herauszufinden, was sie denken oder ob sie überhaupt denken. Menschen wissen doch wenigstens, was sie in der Arena tun und warum sie sich dort befinden. Ein geistloses Tier weiß nur, dass ich es quäle, und es wehrt sich dagegen mit seinen natürlichen Waffen; mir fällt es schwer, ein Geschöpf zu töten, das grundlos angegriffen wurde und gar nicht weiß, warum es angegriffen wird.«

»Hört, hört, das Mädchen ist eine Moralphilosophin«, bemerkt eine von Ifanias Freundinnen spöttisch.

»Und belastet es dein Gewissen nicht, Menschen zu töten, die vielleicht genauso wenig die Wahl haben wie Tiere, weil sie als Sklaven an die Arena verkauft worden sind?«

Eine schwierige Frage, doch die Frau, die sie gestellt hat, ist nicht ernsthaft an meinen Gewissenskonflikten interessiert; sie macht sich über mich lustig. Dennoch nehme ich ihre Frage ernst, froh, dass ich auf diese Weise die Gelegenheit habe, über all das nachzudenken und meinen Gedanken Ausdruck zu geben.

»Nein, es belastet mein Gewissen nicht im geringsten, gnädige Frau«, gebe ich aufrichtig zur Antwort. »Ich habe mich entschlossen, lieber zu kämpfen als zu sterben; und jeder Mensch, gegen den ich kämpfe, hat die gleiche Entscheidung getroffen, sonst wäre er gar nicht erst in die Arena gekommen.«

Ifania erklärt mit leidenschaftlicher Stimme: »Du wirst nie mehr gegen wilde Tiere antreten müssen, das verspreche ich dir, Zadya. Und du, Beizun, was hältst du davon, gegen Tiere zu kämpfen?«

Beizun lacht. »Sie sind zu einfach zu töten«, sagt sie, »weil ich weiß, was ich tue, während sie es nicht wissen. Für solche Kämpfe ist weder Geschicklichkeit noch Kraft erforderlich. Ich stehe in der Arena, um mein Können unter Beweis zu stellen und Ruhm zu erlangen, aber als Gladiatorin, nicht als Metzgerlehrling! Hätte ich heute einem Schwertkämpfer gegenübergestanden und ihn mit meinem Können besiegt, dann wäre ich jetzt stolz darauf. Aber mit welchem Recht dürfte ich stolz darauf sein, dass ich heute eine große, geistlose Bestie abgeschlachtet habe?«

»Du könntest stolz darauf sein, dass du nicht besiegt und getötet wurdest«, wirft eine der Frauen ein, doch Beizun schüttelt ihre Kupfermähne.

»Ich bin froh, dass ich nicht tot bin, gewiß, aber nicht *stolz*, gnädige Frau. Ein solches Gemetzel macht mich nicht stolz. Ich bin bereit, mein Können gegen einen Verstand einzusetzen, der darauf aus ist, mich zu töten; heute hingegen ging es nur um die animalische Geschicklichkeit, den Füßen des Elefanten auszuweichen, bis ich seine verwundbaren Stellen herausgefunden hatte. Hätte ich das Tier töten müssen, um Men-

schen vor dem Verhungern zu retten, dann hätte ich jetzt vielleicht einen Grund, stolz zu sein auf das, was ich getan habe. Wenn ich es in seinem heimatlichen Dschungel, wo es vielleicht eine Chance gehabt hätte, mir zu entkommen, gejagt und getötet hätte. Aber an einem Ort, der ihm fremd war, wo es keinerlei Möglichkeit hatte, sich zu verstecken, so dass ich nichts weiter zu tun brauchte, als mein Schwert zu ziehen und ins Schwarze zu treffen - nein, gnädige Frau, darin zeigt sich weder die Geschicklichkeit des Kämpfers noch des Jägers, allenfalls die eines Schlachters. Wenn ich das Metzgerhandwerk erlernen wollte, würde ich mich bei einem Metzger verdingen.«

»Wirst du also, da du eine Kämpferin sein mußt, vorbildlich ausgerichtete Spiele begrüßen?« fragt Ifanias Freundin.

»Das werde ich«, erwidert Beizun. »Ich fürchte keinen Menschen mit Schwert und Schild. Es ist das Leben, für das ich mich entschieden habe. Ich bin Kriegerin, seit ich groß genug bin, ein Schwert zu halten.«

»Und gefällt dir dieses Leben?« fragt eine andere Frau. »Du hast das Leben einer Kriegerin gewählt? Es war dein freier Entschluß, keine erzwungene Entscheidung? Es war dir nicht von Geburt an bestimmt?«

»Nein. Mein Vater war Kaufmann, und er hätte mich gern dazu erzogen, ein häusliches Weibchen zu werden, jung zu heiraten und hübsche Kleider zu tragen, mir das Gesicht zu schminken, mein Lager mit einem einzigen Mann zu teilen und seiner Häßlichkeit zahlreiche Ebenbilder zu gebären«, erklärt Beizun. »Als ich Söldnerin wurde, hat er mich mit nichts als dem Fähnchen, das ich am Leibe trug, aus dem Hause gejagt.«

Ifanias Blick wandert von Beizun zu mir, und sie sagt zögernd: »Ich kann deine Entscheidung verstehen, Zadya — du bist an die Arena verkauft worden und hattest keine andere Wahl, als zu kämpfen oder Hure zu werden. Vielleicht hätte ich, statt mich den Männern ausliefern zu lassen, ebenso gehandelt wie du. Aber du, Beizun, du hattest andere Möglich-

keiten. Warum war es dein Wunsch, Kriegerin zu werden?«

Beizun zuckt die Achseln und sagt: »Damals schien es mir die einzige Möglichkeit. Warum treffen Menschen diese oder jene Entscheidung?« Ich sehe, dass sie über die Befragung verärgert ist. Und doch ist es eine Frage, die ich ihr auch gerne stellen und auf die ich eines Tages gern eine aufrichtige Antwort bekommen würde.

Auch Ifania spürt Beizuns Ärger. »Das Festessen wird kalt, während wir Fragen stellen«, sagt sie und gibt den Dienstboten ein Zeichen, die Speisen aufzutragen. »Heute abend vergessen wir einmal die Kampflehrer, und ihr eßt, wonach euch das Herz steht.« Sie legt mir eigenhändig Speisen auf, von denen sie weiß, dass sie mir schmecken, fordert Beizun auf, sich ebenfalls mit ihren Lieblingsspeisen zu verwöhnen, und gießt uns Wein ein.

Nachdem wir alle gegessen und getrunken haben, bis wir keinen Bissen mehr hinunterbekommen, erläutert sie uns ihren Plan.

»Ich will ein Tammarim mit den schönsten Kämpferinnen haben, die je in der Arena gesehen wurden«, sagt sie. »Dann werde ich dem Akharet zeigen, was richtige Spiele sind.« Doch Evara hält ihr spöttisch entgegen:

»Woher willst du sie nehmen? Meines Wissens gibt es in der ganzen Stadt nur diese beiden.«

»Da ist noch Marfa, ihre Lehrerin«, entgegnet Ifania. »Sie könnte die Dritte sein, oder vielleicht weiß sie eine Dritte. Dann werde ich diese beiden hier aussenden, weitere Frauen zu suchen, sie anzuwerben und im Kampf für die Arena zu unterweisen.«

»Und wohin wirst du sie schicken?« fragt Evara.

»Wohin immer ich sie schicken muß. Selbst nach Gyre, wenn es sein muß. Wenn Gyre Zadya hervorgebracht hat, so gibt es dort ohne Zweifel auch andere Kämpferinnen, die bewegt werden können, hierher zu kommen und ihr Können zur Schau zu stellen!« Dann fährt sie fort: »Wenn es zwei Frauen gibt, die freiwillig das Leben einer Kriegerin wählen, so muß es

auch noch andere geben.«

Erstaunt und bestürzt starre ich Ifania an. Ich möchte frei sein von der Arena, nicht andere dazu verführen, sich freiwillig hineinzugeben. Doch ihre Freundinnen stimmen ihr begeistert zu, sie scheinen zu glauben, eines Tages könnten weibliche Gladiatoren die Arena beherrschen. Ich weiß nicht, warum ihnen dieser Gedanke so sehr gefällt. Was, im Namen dieser oder jener Götter, frage ich mich, finden sie so aufregend an der Vorstellung, dass Frauen in der Arena kämpfen? Ist ihnen denn nicht klar, dass ich mit jeder einzelnen von ihnen sofort tauschen würde? Glauben sie vielleicht, dass ich dieses Leben gewählt habe, weil es mir so gut gefällt? Ich werfe Beizun einen Blick zu und stelle fest, dass sie lächelt, offensichtlich gefällt ihr diese Vorstellung ebenfalls. Ich wünschte, wir könnten weg von diesen reichen Weibern mit ihrem neuen Zeitvertreib und uns vernünftig miteinander unterhalten. Ich würde wirklich gerne wissen, warum Beizun dieses Leben gewählt hat, wenn sie nicht dazu gezwungen wurde. Ich kann verstehen, dass sie es den Bordellen der Kupferminen vorzog, als die Spielschulden ihr keine andere Wahl ließen, aber warum hat sie sich überhaupt entschlossen, Söldnerin zu werden?

Der Abend zieht sich endlos in die Länge, doch schließlich geht auch er, wie alle Dinge, einmal zu Ende, und ich erhalte die Erlaubnis, mich zur Ruhe zu begeben. Ich frage mich, ob Ifania mich zu sich befehlen oder mich aufsuchen wird. Ich habe viel zuviel von dem schweren Wein getrunken, und meine Schritte sind unsicher, als ich mich zu meinem Lager in dem luftigen Vorbau begebe. Beizun kommt und stützt mich, indem sie den Arm um mich legt.

Als Ifania heute an den Akharet geschrieben hat, habe ich ihr zugesehen, und dabei ist mir plötzlich eine Erinnerung gekommen, die ich jetzt Beizun anvertraue.

»Als unsere Herrin Ifania heute das Geschenkpäckchen für den Akharet gemacht hat, habe ich mich selbst schreiben sehen — und auch lesen.«

Sie wirft mir einen finsternen Blick zu. »Du bist betrunken,

Zadya. Sei still.«

Ich bin wütend, dass sie mir nicht glaubt und sage störrisch und mit erhobener Stimme: »Ich kann lesen und schreiben, jawohl. Gib mir eine Feder, dann beweise ich es dir.«

Jetzt senkt sie die Stimme und zischt mir wütend ins Ohr.

»Halt deinen blöden Mund, sonst jagst du uns beiden noch die Folterknechte auf den Hals! Weißt du nicht, dass hundert Golddekare Strafe darauf stehen, einen Sklaven im Lesen und Schreiben zu unterrichten? Und der Sklave, der dabei ertappt wird, verliert zur Strafe eine Hand. Manchmal werden ihm die Finger einzeln abgehackt — manchmal noch schlimmeres; ich will gar nicht davon reden.«

Eine Welle der — nein, nicht Angst: der Wut und des Abscheus steigt in mir auf. Wie barbarisch diese Menschen sein müssen; noch nie war ich so froh und erleichtert darüber, dass ich nicht eine von ihnen bin! Mein gerechter Zorn verfliegt jedoch rasch wieder; was bleibt, ist Verwirrung: Wenn ich nicht eine von ihnen bin, was bin ich dann? Fest steht, dass ich aus einem Volk stamme, für das Lesen und Schreiben — ich suche angestrengt nach Begriffen — Grundrechte sind und in dem es selbstverständlich ist, dass jedes Kind darin unterrichtet wird.

Als ich Beizun das sage, entgegnet sie ungläubig: »Auch die Sklaven?«

Ich versuche, mich zu erinnern, und sage unsicher: »Ich glaube nicht, dass es bei uns Sklaven gibt.«

»Hirngespinste!« höhnt Beizun. »Wer sonst sollte die Arbeit machen?« Ich erkenne, dass ich ihre Bereitwilligkeit, mir zu glauben, überschätzt habe und dass sie kein Wort mehr davon hören will.

Doch während ich mich auf meinem Lager ausstrecke und Beizun, der noch kein eigener Schlafplatz zugewiesen worden ist, sich neben mir zusammenrollt, zermartere ich mir das Hirn nach weiteren Beweisen für die seltsame Gewissheit, die ich ebenso stark empfinde wie die Erleichterung, dass mir diese Menschen fremd, dass es Barbaren, Wilde für mich sind. Aber

keine weiteren Erinnerungen stellen sich ein, und ich muß an das einzige Mal denken, als ich ein ähnliches Gefühl hatte: Das war beim Festmahl in den Schicksalshallen, nach meinem ersten Kampf in der Arena. Man gab mir den Flügel eines gebratenen Vogels, und als mein erster Hunger nach ein paar Bissen von dem saftigen, fetten Fleisch und der knusprigen Haut gestillt war, bog ich ihn und bemerkte, dass die Sehnen noch am Knochen hafteten und stellte fest, dass der Flügel eigenartig geformt war. Mir kommt es vor, als müsse er eine andere Form haben, als müsse der Knochen hohl sein — wie kann ein Tier von dieser Größe fliegen? Vielleicht fliegt es überhaupt nicht, denke ich, und plötzlich erinnere ich mich an

Vögel, die nicht fliegen können und nur zur Nahrung gezüchtet werden. Doch so sehr ich mich auch bemühe, ich kann meine Erinnerung nicht weiter als bis zu dem weißen Feuer zurückzwingen, das mein Leben gespalten hat, und die Erinnerungsfetzen an irgendein unfaßbares *Vorher* sind kurz und flüchtig.

Beizun zieht mich in ihre Arme, doch ich bin noch ganz benommen vom Wein und viel zu matt, um ihr zartes Streicheln zu erwidern; mein Kopf fällt zurück, und ich wimmere und seufze auf. Dennoch gefällt es mir, mich in ihre Arme zu schmiegen; in ihrer trostreichen Umarmung weiß ich, dass mir der alte Alpträum nichts anhaben kann, dieser Traum, in dem ich immer wieder und ohne Ende die Wüste durchqueren, festgebunden auf dem Rücken eines Tieres, und in dem immer wieder, sobald ich losgebunden werde, Männer kommen und meinen Körper begrapschen — ein endloser Alpträum voller Gewalt und brennendem Durst.

Einmal wache ich auf und spüre tatsächlich Hände, die mein Nachtgewand beiseiteschieben und mich mit einer Zartheit berühren, die weder Schmerz noch Angst erzeugen kann. Noch halb im Schlaf, erkenne ich, dass es die tastenden, lockenden Hände meiner Herrin Ifania sind. Ich bin zu schlaftrig und zu trunken, um ihre Zärtlichkeiten zu erwidern, und schließlich wendet sie sich mit einem Seufzer ab und zieht

Beizun in ihre Arme. Aber ich habe auch jetzt keine Angst und falle wieder in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Als mich die Sonnenstrahlen wecken, liegt Ifania zwischen uns und hat um jede von uns einen Arm geschlungen. Ihre alte Amme kommt auf der Suche nach ihr herein und beginnt augenblicklich zu zetern.

»Einen schönen Anblick bietet Ihr für eine Dame in Eurer Stellung, ich muß schon sagen!« zürnt sie. »Wenn Ihr ein ganzes Tammarim von denen haben wollt, müssen wir uns dann auf dem Marktplatz nach einem größeren Bett umsehen?«

Über Ifanias abgewandten Kopf hinweg wirft mir Beizun einen Blick zu und verzieht das Gesicht zu einer fröhlichen Grimasse. Ich schlüpfe hastig mit dem Kopf unter die Decke, um mein albernes Gekicher zu ersticken.

Ifania bemüht sich redlich, ihre Würde zu wahren. »Heb dich fort, Amme, es geht dich nichts an, wo und mit wem ich meine Nächte verbringe! Geh und bereite mir ein Bad und schick uns die Zofe her.«

»Sofort, Herrin; aber es ist nicht meine Aufgabe, diese undamenhaften Wilden zu bedienen. *Weibliche Gladiatoren*, gnädige Frau! Wenn Euch schon Euer eigener gleichgültig ist, so denkt doch wenigstens an den guten Ruf Eurer gnädigen Frau Mutter und Eures edlen Vaters! Was wird als nächstes an der Reihe sein — Tänzerinnen? Akrobatinnen aus irgendeinem Wanderzirkus?«

»Genug, Amme; in der Stadt wird ohnehin über mich geratscht, ganz egal, was ich mit meiner Zeit anfange. Selbst, wenn ich den ganzen Tag ohne Fehl und Tadel verbrächte und Blumen für die Empfänge am Hofe des Akharet steckte — es gäbe immer irgendwelche Klatschgeschichten über mich«, erklärt Ifania herrisch. Endlich entfernt sich die Amme, noch immer murrend, und Ifania zieht mich, halb erstickt, unter der Decke hervor.

»Lachst du über mich, Zadya?«

»Aber nein, niemals«, beteuere ich.

»Du darfst der alten Hatara nicht böse sein«, sagt Ifania, in-

dem sie sich über mich beugt und mich auf die Wange küsst.
»Sie hat schon meine Mutter großgezogen, und Dienstboten, die schon so lange zur Familie gehören, genießen selbst hier bei uns besondere Freiheiten. Sie trägt ihr Herz auf der Zunge, aber sie ist gutmütig und tut niemandem wirklich etwas zu leide.«

Mir fällt keine Erwiderung ein, doch Beizun findet, wie immer, die richtigen, schmeichelnden Worte:

»Wenn Sie Euch treu ergeben ist, Herrin, dann werden auch Zadya und ich ihr treu ergeben sein, wer von unserer lieben Herrin geschätzt wird, den achten wir ebenfalls, nicht wahr, Zadya?«

»Wahrhaftig, Herrin«, bringe ich heraus, und dann erscheint die Zofe in der Tür, und Ifania erhebt sich.

»Wenn ich mein Bad beendet habe, schicke ich sie her, damit sie euch ankleidet«, erklärt sie. »Später habe ich eine Aufgabe für euch beide. Heute beginne ich mit meiner Suche nach Gladiatorinnen für mein Tammarim.«

Kaum sind wir allein, lacht Beizun mich erfreut an.

»Freiheit, Zadya! Bald dürfen wir uns in der Stadt frei bewegen, und ich möchte um alle Gewinne aus meinem nächsten Kampf wetten, dass wir noch freier sein werden, bevor der Mond wieder abnimmt.«

Ich teile ihre Zuversicht nicht. Mit ungeahnter Wucht hat mich die Erkenntnis ereilt, dass wir, wie sehr man uns auch vertraut und wie gehätschelt und verwöhnt wir auch werden, doch immer noch Sklaven sind und dass unser Leben und Sterben von den Launen eines neurotischen Kindes abhängt, das in uns ein neues Spielzeug gefunden hat. Unsere Aussichten kommen mir eher abstoßend vor.

SECHSTES KAPITEL

Doch der Tag verläuft ereignislos; Beizun und ich werden gebadet, massiert, angekleidet und parfümiert, und als wir uns wieder zu unserer Herrin gesellen, erklärt sie uns, dass wir den Tag nach unserem Gutdünken verbringen können, da der gestrige so anstrengend war. Marfa jedoch besteht darauf, dass wir wenigstens ein, zwei Übungsstunden erhalten, um unsere Muskeln zu lockern. »Sonst habt ihr morgen einen solchen Muskelkater, dass ihr keine zehn Schritte gehen könnt«, erklärt sie entschieden.

Sie versorgt auch die Wunde am Arm, die mir die mächtige Raubkatze mit den Pranken zugefügt hat. »Die Krallen eines Raubtieres sind giftig«, sagt sie. »Du könntest eine Blutvergiftung bekommen und den Arm verlieren.«

Das habe ich nicht gewußt, und das Gefühl, zumindest in der alten Kriegerin eine Freundin gefunden zu haben, erfüllt mich mit Dankbarkeit. Ich nehme mein Schwert, um die Übungen mit Beizun zu beginnen, aber der verwundete Arm tut so weh, dass ich ihn kaum heben kann. Ich stöhne vor Schmerz auf und will die Waffe wieder weglegen. Am liebsten würde ich mich ausruhen, bis der Schmerz nachgelassen hat, doch Marfa bleibt hart: »Nein, nein, nein; wenn du dich eine Stunde lang bewegt hast, wird es dir viel besser gehen.«

Ich murre, füge mich dann aber doch; meine Überraschung ist groß, als ich schon nach wenigen Minuten feststelle, dass meine Glieder so gelenkig wie immer sind und ich Beizun mit einer Reihe von Radschlägen in Erstaunen versetzen kann.

»Wo hast du das gelernt?« fragt sie. Ich deute zu der alten Frau hinüber, und Beizun bittet: »Kannst du mir das auch beibringen, Marfa?«

»Du hast das nicht nötig«, erwidert Marfa barsch. »Dich starren sie ohnehin an, egal was du tust, besonders, wenn du dich so anziehst. Zadya dagegen ist klein und zierlich, sie braucht etwas, das die Leute amüsiert.«

Beizun bricht in schallendes Gelächter aus. »Vielleicht würde ich aber lieber mit meiner Geschicklichkeit angeben als mit meinen Titten«, hält sie Marfa entgegen, und ich verspreche ihr: »Mach dir nichts draus, Beizun, wenn sie es dir nicht bei-bringen will, dann tue ich es eben.«

Wir bringen dann einen großen Teil des restlichen Nachmit-tages damit zu, Salto und Flick-Flack vorwärts und rückwärts zu üben. Beizun erweist sich als sehr begabt; mit ihren langen Beinen und der offenen Kupfermähne bietet sie einen viel aufsehenerregenderen Anblick als ich. Es macht mir Spaß, ihr zuzusehen, und die Zeit vergeht wie im Fluge, bis Hatara, die alte Amme, hereinkommt und uns mitteilt, die Patronin sei zurückgekehrt und erwarte, dass wir mit ihr speisen.

Bei Tisch stelle ich fest, dass es wieder die übliche Kampfdiät gibt, dazu dünne Melonenscheiben. Für Ifania wird Gebäck und Wein aufgetragen, doch sie hat sich entschlossen, unsere Diät zu teilen, und winkt ab. Ich bin gerührt.

Hatara nörgelt: »Herrin, Ihr müsst essen, damit Ihr bei Kräften bleibt.« Doch Ifania entgegnet: »Wenn zwei Gladiatorinnen mit diesen Speisen auskommen und bei Kräften bleiben, kön-nen sie mir kaum schaden.« Und sie befiehlt, Wein und Kon-fekt wieder abzutragen.

Später fordert sie Beizun auf, an ihrer Seite Platz zu nehmen. »Bist du weit im Königreich herumgekommen?« fragt sie, und Beizun gibt eine kurze Zusammenfassung ihrer Reisen. Ich kann ihren Worten kaum glauben, doch später erfahre ich, dass sie, weit davon entfernt, zu übertreiben, nur eine bescheidene und unvollständige Aufzählung all der Orte gegeben hat, die sie als Söldnerin kennengelernt hat.

»Ich habe folgenden Plan«, erklärt Ifania. »Drei Tage lang durchstreift ihr diese Stadt und versucht, Gladiatorinnen zu finden, die bereit sind, in meine Dienste zu treten. Wenn die drei Tage um sind, schicke ich euch in andere Städte und Reiche, wo ihr nach weiteren Frauen sucht, die in meinem Namen in der Arena kämpfen wollen. Würde euch das gefallen?«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll; es widerstrebt mir aus

ganzem Herzen, diesen ersten Menschen zu verlassen, der mir Liebe entgegengebracht hat. Doch Beizun findet, wie immer, die richtigen Worte:

»Wir sind aufs tiefste bekümmert, Euch, die gütigste aller Herrinnen, verlassen zu müssen, doch wenn es Euer Wunsch ist, so werden wir Euren Willen mit dem größten Vergnügen erfüllen.«

Sie drückt damit genau das aus, was ich empfinde, und so fällt es mir nicht schwer, ihre Worte zu bekräftigen. Ich habe das ehrliche Bedürfnis, alles zu tun, was Ifania von mir wünscht. Doch habe ich nur allzu oft das Gefühl, dass Beizun sich insgeheim über unsere Herrin lustig macht. Am nächsten Morgen lässt Ifania uns von ihrer Schreiberin Passierscheine ausfertigen, die wir brauchen, um uns überall in der Stadt ungehindert bewegen zu können.

Als wir Ifanias Haus verlassen und in die nächste Straße einbiegen, frage ich Beizun: »Wohin gehen wir zuerst?« Ich habe keine Idee, wohin ich mich wenden soll, um weibliche Gladiatoren aufzutreiben.

»Wir fangen mit der Schule der Kriegskunst an«, erklärt Beizun, »und fragen nach, ob es dort zur Zeit Schülerinnen gibt. Es gibt Männer, die sich weigern, Frauen in der Kunst des Kämpfens zu unterrichten.«

»Warum?«

»Aus demselben Grund, aus dem viele Lehrer es nicht wagen, Sklaven im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Nur zu viele Männer wissen genau, dass ihre Frauen allen Grund haben, sie zu hassen, und dass sie, würde man sie lehren, zu kämpfen oder zu töten, ihre neuerlernten Fähigkeiten unverzüglich gegen ihre Lehrer richten würden. Es gibt sogar Männer, die sich dafür einsetzen, ein Gesetz zu erlassen, das es verbietet, Frauen in der Kunst des Kämpfens zu unterrichten; aber in dieser Stadt gibt es kein solches Gesetz — jedenfalls bis jetzt noch nicht. Über kurz oder lang werden sie auch hier draufkommen.«

Ich verstehne kein Wort; wahrscheinlich wüßte ich, wovon

Beizun spricht, wenn ich im Vollbesitz meiner Erinnerungen wäre.

Beizun betritt eine Taverne und erkundigt sich nach den Kampfschulen in der Stadt.

»Eine Schule der Kriegskunst, die Frauen unterrichtet?« fragt der Wirt unter schallendem Gelächter. »Du willst das Kämpfen lernen, Schätzchen? Wozu? Du hast es ganz sicher nicht nötig, zu lernen, wie man Männer aufs Kreuz legt; ich gebe dir Kost und Logis, und du mußt nichts weiter dafür tun, als meine Gäste in diesem kleinen Lederschurz zu bedienen.«

Beizun packt ihn am Halsausschnitt seiner Tunika und zieht ihn mit einem Ruck zu sich heran.

»Genau deswegen«, sagt sie, und schon ist ihr Messer an seiner Kehle. »Um mich vor Arschlöchern wie dir und Angeboten wie diesem zu schützen. Hör zu, Freundchen: Ich habe dir eine höfliche Frage gestellt; also gib mir eine Antwort oder sag mir, du weißt es nicht, aber behalte deine dreckigen Angebote für dich. Ich bin eine arbeitende Frau und habe weder die Zeit noch die Geduld für solche Scherze.«

Der Wirt stößt einen Seufzer der Enttäuschung aus. Sein nach Bier stinkender Atem dringt bis zu mir.

»Ich wollte Euch nicht beleidigen, junge Frau. Verzeihung. Fragen kostet ja nichts, dachte ich. Eine Kampfschule? Auf dem nächsten Platz hinter dem Brunnen gibt es eine, ein großes Gebäude mit zwei roten Säulen am Eingang. Wird von einer Frau geleitet, soviel ich gehört habe. Sie kann Euch mehr über die anderen Schulen sagen als ich. Laßt mich los, Ihr erwürgt mich ja.«

Beizun schleudert ihn gekonnt in eine Ecke, und langsam, mit einem mißtrauischen Blick auf ihr gezücktes Messer, rappelt er sich wieder auf. Als er sich mit einem lusternen Blick auf ihre langen Beine an ihr vorbeidrückt, wendet sie sich ihm halb zu und droht ihm mit dem Messer.

»Komm bloß nicht auf dumme Gedanken«, warnt sie ihn, »sonst kannst du die Einladungen zu einer Kastrationsfeier verschicken, und zwar zu deiner eigenen. Hände weg, verstan-

den?«

»Aber ja, meine Dame«, sagt er unterwürfig. »Und jetzt seid so nett und steckt das Messer fort. Darf ich Euch und Eurer Begleiterin ein Bier anbieten? Selbstverständlich auf Kosten des Hauses«, fügt er hinzu, und da ich erhitzt und durstig bin vom Staub der Straßen, mache ich eine dankbare Geste, doch Beizun entgegnet schroff: »Geht nicht. Wir müssen in Form bleiben. Trotzdem vielen Dank.« Damit macht sie auf dem Absatz kehrt und marschiert hinaus.

Das Gebäude auf dem nächsten Platz hinter dem Brunnen ist weiter entfernt, als nach der Erklärung des Wirtes zu vermuten war, und als wir endlich die beiden roten Säulen erblicken, hat mich unser Marsch durch den heißen, stauberfüllten Sonnenschein erschöpft. An der Eingangstür befindet sich ein großer Klopfer in der Form eines Ziegenkopfes. Beizun zieht an dem Ziegenbart, und gleich darauf hören wir aus dem Hausinneren ein leises, entferntes Läuten.

Kurz darauf wird die Tür geöffnet, und eine Frau steht vor uns, halb nackt, nur mit einem winzigen Lendenschurz bekleidet. Sie ist barfuß, hat so gut wie keine Brüste, aber Muskeln wie die alte Marfa. Ihr Anblick sowie die barschen Worte, mit denen sie uns begrüßt, überzeugen mich augenblicklich, dass wir an der richtigen Adresse sind. »Wenn Ihr gekommen seid, um Unterricht zu nehmen, meine Kurse sind bis zur Sonnenwende belegt. Vielleicht habe ich danach ein paar Plätze frei.«

»Ich brauche keinen Unterricht«, erklärt Beizun. »Ich möchte etwas Geschäftliches mit Euch besprechen, das für Euch und einige Eurer Schülerinnen vorteilhaft sein könnte, wenn Ihr auf ihr Wohl bedacht seid.«

»Treter ein, meine Damen«, sagt die Frau. Sie ist klein und blond, hat eine helle Haut und Sommersprossen auf der Nase. »Mein Name ist Cleodora. Kann ich Euch einen kühlen Trunk anbieten?«

Dankbar folgen wir ihr in das Atrium, in dem sich schattenspendender Wein an Spalieren hochrankt; sie bietet uns gekühlten Fruchtsaft an. Auf der anderen Seite des Vorhofes, auf

einem weichen Sandplatz, erblicken wir mehrere junge Mädchen; sie trainieren mit Holzstöcken, deren Geklapper in der Stille widerhallt.

»Darf ich Eure Namen erfahren?« fragt Cleodora.

»Ich bin Beizun von Rhadamuth —«

»Ich wußte, dass ich Euch schon irgendwo gesehen habe!« ruft Cleodora aus. »Ich bin keine regelmäßige Besucherin der Arena, aber habt Ihr nicht bei den letzten Spielen des Akharet mit einem mächtigen Elefanten gekämpft?«

»Das war kein Kampf, dessen ich mich rühme, gnädige Frau; ich bin Gladiatorin in den Schicksalshallen, und ich suche mir die Kämpfe nicht selbst aus. Ich würde es vorziehen, gegen starke Männer zu kämpfen«, entgegnet Beizun.

»Gehört Ihr zum Tammarim des Akharet?«

»Nein; der Name meiner Herrin ist Ifania«, erklärt Beizun. »Und sie hat es sich in den Kopf gesetzt, ein Tammarim zusammenzustellen, das ausschließlich aus Frauen besteht. Kennt Ihr Kämpferinnen, die zum Verkauf freistehen?«

»Nein, ich kenne keine«, erwiderte Cleodora. »Ich unterrichte nur freie Frauen; unter meinen Schülerinnen gibt es keine Sklavinnen.« Nach einem Augenblick fährt sie fort: »Habt Ihr wirklich die Absicht, andere Frauen in eine solche Sklaverei zu führen?«

»Es gibt schlimmere Sklavereien«, entgegnet Beizun, und nach einem kurzen, nachdenklichen Schweigen nickt Cleodora.

»Das kann ich mir gut vorstellen; ich wollte Eure Entscheidung nicht verurteilen, Beizun von Rhadamuth. Dennoch ist es nicht nach meinem Geschmack, noch könnte es das gewählte Schicksal einer freien Frau sein. Davon bin ich überzeugt.«

»Ebenso wenig kann ich Eure Ablehnung verurteilen«, sagt Beizun darauf. »Aber, wenn Ihr von einer Kämpferin hört, die eine gute Stellung sucht -«

»Und so arm ist, dass ihr keine andere Wahl bleibt — ich verstehe, was Ihr meint«, fällt Cleodora ihr ins Wort.

Wir bedanken uns für die Erfrischungen und verabschieden

uns. Als wir wieder in den Sonnenschein hinaustreten, bemerke ich eine zierliche Gestalt, die uns folgt. Leise teile ich Beizun meine Beobachtung mit. Sie biegt um die nächste Straßenecke, macht unmittelbar kehrt und packt unsere Verfolgerin am Handgelenk. Die stößt einen unterdrückten Schreckenschrei aus, und ich erkenne, dass es sich um ein schlankes Mädchen handelt, das nicht älter als vierzehn sein kann. Sie hat die Haare zu einem langen Zopf gebunden und trägt eine knielange Tunika.

»Was willst du von uns?« knurrt Beizun.

»Oh, bitte, ich habe gehört, wie Ihr gesagt habt, dass Ihr Kämpferinnen sucht. . . und ich habe gehört, dass selbst Sklaven, die in der Arena kämpfen, reich werden können — wenn sie am Leben bleiben«, erklärt das Mädchen. »Ich habe eine alte Mutter, und mein Bruder, der gemeinsam mit mir für sie hätte sorgen sollen, ist an beiden Füßen verkrüppelt. Was muß ich tun, um Gladiatorin zu werden?«

Schnell sage ich: »Erst einmal mußt du erwachsen werden, meine Liebe; die Arena ist nichts für Kinder.«

»Ich bin kein Kind«, ruft sie empört aus. »Ich bin schon seit mehr als einem Jahr eine Frau!«

»Bist du eine von Cleodoras Schülerinnen?« erkundigt sich Beizun, und sie erwidert: »Ja. Ich wollte lieber kämpfen, als den Haushalt führen, und ich glaube, ich habe auch mehr Begabung dafür.«

»Du glaubst, dass du kämpfen kannst?«

»Ich weiß, dass ich es kann«, entgegnet das Kind stolz. »Stellt mich auf die Probe.«

Beizun zieht das Schwert und tänzelt langsam um das Mädchen herum. Es greift, den Stock in beiden Händen, an, und im Handumdrehen fliegt Beizuns Schwert durch die Luft, während der Stock auf Beizuns Kopf niedersaust, so dass sie schwankt und den Halt unter den Füßen verliert.

»Siehst du?« sagt sie siegesbewußt.

»Du hast mich überrumpelt«, knurrt Beizun. »Sollen wir sie zu Ifania mitnehmen?«

Ich bin überzeugt, dass sie genau das ist, was Ifania sucht. Aber ich weiß nicht, ob es freigeborenen Frauen erlaubt ist, in der Arena zu kämpfen. Freie Männer können als Gladiatoren kämpfen — das hat Hassim mir einmal erklärt — aber ich weiß nicht, ob das Gesetz auch für Frauen gilt.

Wahrscheinlich wird Ifania es wissen. »Wie heißt du, meine Liebe?« frage ich.

»Aris«, erwidert sie und hebt ihren Kampfstock auf.

Ich stelle fest, dass er auf Hochglanz poliert ist und dass sie Schuhe aus geweißtem Leder trägt.

»Aris, warum willst du eigentlich in der Arena kämpfen?« frage ich sie.

»Wegen des Geldes«, erklärt sie. »Meine Mutter ist alt und krank, und mein Bruder ist ein Krüppel. Mein Vater ist gestorben, als ich noch ganz klein war.«

»Du wirst feststellen, dass es etwas vollkommen anderes ist, in tödlichem Ernst und mit scharfen Waffen in der Arena zu kämpfen, als mit Stöckchen gegen deine Gespielinnen anzutreten«, mahnt Beizun eindringlich.

Das Mädchen erwidert ernsthaft: »Das weiß ich. Aber wenn ich besiegt werde, so kann ich nur einmal sterben. Mein Bruder will, dass ich einen reichen alten Mann heirate. In seinem Haus eingeschlossen, würde ich tausend Tode sterben. Lieber bewahre ich mir meinen Stolz, kämpfe ehrlich in der Arena und sterbe jungfräulich.«

»Und wenn du stirbst, wer sorgt dann für deine Mutter?«

»Ein Freund meines Vaters hat ihr angeboten, sie zu heiraten, doch sie hat ihm geantwortet, dass sie nicht heiraten will, solange ihre heiratsfähige Tochter noch nicht unter der Haube ist. Sie glaubt, dass es das beste für mich wäre«, erklärt Aris.

Beizun sagt: »Hast du dir schon einmal überlegt, dass deine Mutter vielleicht recht hat?«

»Oft genug«, erwidert Aris, »aber ich kann mich nicht dazu überwinden.«

Während Beizun Aris ausfragt, denke ich bei mir: *Gibt es etwas anderes als schiere Verzweiflung, was eine Frau in die*

Arena treiben könnte? Nein, sage ich mir, nicht in dieser Stadt. Aber vielleicht ist es in Rhadamuth, wo nach Beizuns Worten viele Frauen Kämpferinnen und Söldnerinnen werden, und in Gyre, wo Kriegerinnen (wie ich vielleicht?) ein gewohnter Anblick sind, ganz anders.

»Sag mir, Aris, was würdest du tun, wenn wir dich ablehnen?«

»Ich würde mir die Haare kurz schneiden, mir Kleider von meinem Bruder stehlen und durch die Wüste nach Gyre ziehen, wo es einer Frau erlaubt ist, Kriegerin zu sein«, erklärt Aris bestimmt, und Beizun gibt sich mit einem Seufzer geschlagen.

»Dann komm mit. Glaubst du, dass sie Ifania gefallen wird, Zadya?«

Ich bin mir vollkommen sicher, dass sie ihr gefallen wird.

Als wir heimkehren und Aris Ifania ihre Geschichte erzählt, ist Ifania entsetzt.

»Aris, bist du nicht die Tochter von Zyphun, dem Seidenhändler?« fragt sie, und Aris bestätigt es, erklärt aber, dass Zyphun schon seit vielen Jahren tot ist.

»Ich werde Schwierigkeiten bekommen, wenn ich eine freige borene Frau in mein Haus hole und für den Kampf in der Arena ausbilden lasse«, erklärt sie. »Was sagt Marfa dazu? Kann sie sie so unterrichten, dass sie in der Arena eine Überlebenschance hat?«

»Ich bin fast fünfzehn«, sagt Aris. »Sobald eine Bürgerin fünfzehn Jahre alt ist, kann sie dem Gesetz nach in ein Vertragsverhältnis treten, selbst wenn sie sich für die Arena verpflichtet.«

Ifania zuckt die Achseln. »Wie du willst; dann habe ich also vier Kämpferinnen für mein Tammarim«, sagt sie. »Aber benachrichtige Cleodora und deine Mutter. Ich habe keine Lust, mir eine Klage wegen angeblicher Entführung der freige borenen Tochter eines Bürgers dieser Stadt einzuhandeln.«

SIEBTES KAPITEL

Drei Tage, nachdem *Anis* zu uns gestoßen ist, verlassen wir die Stadt. Wir, das sind Beizun, ich und eine Leibwache, die unsere Herrin für uns angeheuert hat, drei hünenhafte Männer und ausgebildete Kämpfer.

Beizun ist wütend und empört. »Ich brauche keine Männer zu meinem Schutz«, erklärt sie Ifania beim letzten gemeinsamen Frühstück. »Glaubt Ihr wirklich, ich kann mich nicht selbst gegen jeden Angreifer verteidigen?«

»Wenn ihr aber erst einmal die Grenzen der Stadt verlassen habt und durch die Wüste zieht, die von keiner Frau je betreten wird? Ihr wäret jeder Sklaventreiberkarawane, die euch begegnet, eine willkommene Beute«, sagt Ifania mit Nachdruck. »Du reist mit einer Leibwache, Beizun, oder du setzt keinen Schritt über die Schwelle dieses Hauses. Nein, es hat gar keinen Sinn, dass du versuchst mich zu überreden, mein Entschluß steht fest.«

Beizun zuckt die Achseln und fügt sich, besser, mit einer Leibwache zu reisen, als überhaupt nicht. Mir kommt der Verdacht, dass Ifania etwas von unseren unausgereiften Fluchtplänen ahnen könnte. Vielleicht sind die Leibwächter dazu da, Ifanias Anspruch auf ihr kostbares Eigentum zu schützen. Bei diesem Gedanken steigt heftiger Unmut in mir auf. So freundlich Ifania auch zu mir ist, so spüre ich doch ganz tief in meinem Inneren, auf einer Ebene, die unabhängig ist vom Verstand, dass kein Mensch einen anderen Menschen besitzen sollte, so wie man Spazierstöcke oder alte Kleider besitzt, die man nach Gutdünken kaufen und verkaufen kann.

Dennoch gilt die Sklaverei hier als Selbstverständlichkeit, als Bestandteil der Gesellschaftsordnung. Ich verstehe nicht, woher mir diese fremden Gedanken kommen; haben sie ihren Ursprung vielleicht in dem fernen und geheimnisvollen Land Gyre? Meinem unbekannten Heimatland?

Die Vorbereitungen für unseren Aufbruch bringen Ifanias

Haus in Aufruhr; alles rennt treppauf und treppab, um irgendwelche Dinge herbeizuschleppen, die uns auf unserer Reise von Nutzen sein könnten. Wasserschlüsse, die auf dem Rücken der großen Wüstenreittiere festgebunden werden, Zelte zur Übernachtung in der Wüste, eine große Menge von Nahrungsmitteln: Brot, Früchte und getrocknetes Fleisch. Und schließlich reicht Ifania Beizun das Kostbarste von allem, einen Passierschein. Ich überfliege das Schreiben, ohne Ifania merken zu lassen, dass ich es lesen kann; es besagt kurz und bündig, dass es ihren Dienerinnen Zadya und Beizun freistehe, auf der Suche nach Frauen für ihr Tammarim zu reisen, wohin es ihnen beliebt, und dass sich niemand am rechtmäßigen Eigentum von Ifania, Tochter des Ilfanios, vergreifen dürfe.

Eigentum. Ich bin nichts weiter als ein Eigentum; dennoch ist diese Erklärung ein Schutz für mich.

Ans kommt herunter und umarmt mich zum Abschied stürmisch.

»Warum darf ich nicht mit ihnen gehen, Herrin? Ich könnte sie beschützen, ich bin eine Kämpferin«, bittet sie.

Ifania legt sanft die Arme um sie und sagt: »Du bist zu jung; ein Mädchen in deinem Alter würde ergriffen und entführt, kaum, dass es die Stadt verlassen hätte.«

»Aber ich bin eine freie Frau, die Tochter eines Bürgers der Stadt«, widerspricht Aris.

»Und wie willst du das beweisen an einem Ort, an dem man weder den Namen deines Vaters noch den deiner Mutter kennt?« entgegnet Ifania. »Nein, Aris, du bleibst in meinem Haus, wo du in Sicherheit bist.« Aris fügt sich, und Marfa versucht, sie zu beschwichtigen, indem sie ihr von dem Schwert und dem neuen Harnisch erzählt, die für sie gefertigt werden.

Ich bin ganz froh, dass wir Aris hier zurücklassen. Der Gedanke, frei umherreisen zu können, erfüllt mich mit Spannung, ich weiß nicht, welcher Art — zu sehen, was hinter fremden Horizonten liegt, das Verlangen, andere Orte und die Bräuche anderer Menschen kennenzulernen, es erfüllt mich mit einer

Erregung, die nicht ganz frei ist von Angst, die mich jedoch — anders als die Ängste, die ich bisher erfahren habe — keineswegs lahmt; diese neue Angst ist eher erfrischend und anregend. Ich weiß, dass ich tue, was ich tun *muß*, und zum erstenmal, seit ich mich erinnern kann, bin ich zufrieden.

Während mir all dies durch den Kopf geht, schaue ich Beizun an und spüre tief drinnen eine Erregung ganz anderer Art, wenn ich an die vielen Nächte denke, die wir auf unserer Reise allein zusammen verbringen werden.

Zum Abschied umarme ich Ifania. »Bist du froh darüber, dass du mich verläßt, meine liebe Zadya?« fragt sie mit leisem Vorwurf in der Stimme, und ich antworte: »Nicht froh, dass ich Euch verlasse, nein, meine Herrin, niemals.«

Und es ist auf seltsame Weise die Wahrheit. In ihrem Hause habe ich zum erstenmal, seit ich denken kann, beständige Freundlichkeit erfahren, zum erstenmal das Gefühl, nicht ausschließlich wegen meines kunstfertigen Umgangs mit Schwert und Schild geschätzt zu sein; hier brauche ich nicht buchstäblich um mein Recht auf Leben zu kämpfen. Ich weiß, dass Ifanias Interesse für mich zum Teil meinem Können gehört, dass sie mich jedoch auch weiterhin lieben und mit Güte behandeln würde, wenn ich mich weigerte zu kämpfen, ich bin sogar davon überzeugt, dass sie mir, würde ich sie um Entlassung aus der Arena bitten, meinen Wunsch nicht nur erfüllen, sondern auch weiterhin für mich sorgen und mich verwöhnen würde. In diesem Falle jedoch wäre ich nichts anderes als eine Hure, und dieser Gedanke verwirrt und verärgert mich. Gibt es keine anderen Möglichkeiten für eine Frau ohne Besitztümer? Mir fällt ein, dass Aris das Schwert gewählt hat, um nicht an einen Mann verkauft zu werden, der sie begehrte, auch wenn er es Heirat nannte statt Hurerei. Mir fällt es im Augenblick schwer, den Unterschied zu erkennen.

Unsere Herrin umarmt Beizun ein letztes Mal, Marfa klopft uns ermunternd auf den Rücken, dann klettern wir in die Sättel unserer Reittiere, und sie trotten langsam und unter klagenden Protestschreien aus dem Hof. Mir wird übel von der Schaukel-

bewegung, und es kostet mich große Mühe, konzentriert geradeaus zu sehen und mich den schwankenden Bewegungen des Tieres anzupassen. Aber schon bald fühle ich mich sicher im Sattel. Beizun führt die Gruppe an, dann folge ich, hinter mir unsere drei wuchtigen Leibwächter, und das Schlußlicht bildet ein zusätzliches Tier, das unsere Vorräte und die gesamte Ausrüstung trägt. Wir sind eine eindrucksvolle Karawane, und ich muß mir insgeheim eingestehen, dass zwei Frauen, die allein durch die Wüste reisen, eine allzu große Versuchung für die gesetzlosen Männer darstellen, die die Wildnis bevölkern.

In gemächlichem Tempo lassen wir die Tiere über die kopfstein gepflasterten Straßen trotten, wiegen uns im Rhythmus ihrer Schritte und riechen den Staub in der Luft. Eine kühle, wechselhafte Brise entlockt den kleinen Glöckchen am Geschirr der Tiere eine seltsame Melodie. Nach einiger Zeit fällt mir auf, dass sich die Wolken am Himmel zusammengeballt und vor die Sonne geschoben haben, und bald darauf beginnt es, in großen, kalten

Tropfen zu regnen. Ich höre, wie Beizun einen unterdrückten Fluch ausstößt, und lenke mein Tier an ihre Seite, um sie zu fragen, was los ist.

»Ich hätte wissen müssen, dass die Regenzeit bevorsteht«, sagt sie. »Aber ich dachte, es blieben uns noch ein paar Tage Zeit, bis sie einsetzt.«

»Die Regenzeit?« Ich kann mich nicht erinnern, je davon gehört zu haben. »Willst du damit sagen, dass der Regen andauert?«

»Für die nächsten drei Monde«, erwidert Beizun. »Oh, natürlich regnet es nicht jeden Tag, aber die Regentage werden häufiger sein als die trockenen.«

»Auch in der Wüste?«

»Aber nein. Wenn wir uns erst einmal mitten in der Wüste befinden, wird es nur noch heiß und trocken sein. Aber bis zur Wüste ist es noch weit.« Sie wirft mir einen forschenden Blick zu. »Ich dachte, du seiest auf deinem Weg hierher durch die Wüste gezogen?«

»Das bin ich auch.« Aber damals erschien es mir, als wären wir direkt aus der Wüste in diese Stadt gekommen. Gibt es noch weitere Zeitspannen, die meinem Gedächtnis einfach entchwunden sind?

Wir reiten durch den Regen und ziehen uns dicke Wolldecken über die Köpfe; aber die Feuchtigkeit dringt durch alles hindurch und erfüllt mein Herz und meine Gedanken mit Schwermut. Gegen Abend reißt die Wolkendecke auf, und hinter den Regenschleieren kommt die untergehende Sonne zum Vorschein. Der Anblick der diesig verhangenen Sonne in der Ferne hebt meine Stimmung. Die Stadt haben wir längst hinter uns gelassen; wir reiten eine gut gepflasterte Straße entlang, die von hohen Bäumen gesäumt ist; ihre Kronen neigen sich zur Straßenmitte und schließen sich über unseren Köpfen zu einem schützenden Dach.

Dann verschwindet die Sonne, und augenblicklich nimmt uns ein frostiges Zwielicht fast völlig die Sicht. In weiter Ferne zeigen schimmernde Lichtpunkte ein Haus oder eine Stadt an — ich kann es nicht erkennen, doch der breiteste und grobschlächtigste unserer Leibwächter scheint zu wissen, wohin der Weg uns führt.

»Wir werden für die Nacht in Dargans Herberge absteigen«, erklärt er Beizun, die sich fragend zu ihm umgewandt hat. Bald wird die Dunkelheit um uns undurchdringlich, doch da reiten wir auch schon durch ein Tor in einen ummauerten Hof.

»Der Gasthof«, erklärt unser Leibwächter. Vom Reiten ganz steif geworden, bin ich froh, dass mir jemand aus dem Sattel hilft und dass ich mir die Beine in dem mit Stroh ausgelegten Hof ein wenig vertreten kann. Ein kleiner, beleibter Mann kommt aus dem Hauptgebäude gewatschelt und ruft dem Leibwächter entgegen:

»Alban! Willkommen, Vetter.« Ich sehe, wie sie sich einen raschen, verstohlenen Blick zuwerfen, der mir einen Schauder über den Rücken jagt. Alban, dieser Schurke von einem Leibwächter, und der Wirt Dargan sind gute Bekannte. Ich flüstere Beizun ins Ohr, dass uns hier Gefahr droht, dass wir keine

Sekunde in unserer Wachsamkeit nachlassen dürfen; dem Leibwächter traue ich keinen Schritt über den Weg, und jetzt ist mir klar, dass ich auch dem Wirt keine Sekunde lang trauen darf.

»So kurz hinter Jemmok?« sagt Beizun ungläubig. »Ihre Angst vor dem Zorn des Akharet wird sie davon abhalten, so dicht bei der Stadt etwas Schlechtes zu tun!«

Im Innern der Herberge hängen allenthalben Schwerter, Schilder und Speere an den Wänden. Der dicke Wirt kommt herbei und bietet uns einen Krug Bier an. Ich nippe daran, aber es schmeckt mir zu bitter; Beizun dagegen trinkt mit Genuß.

Ich frage den Wirt: »Was sind das für Waffen?«

»Erinnerungsstücke aus meiner Zeit in der Arena«, erklärt er. »Ich habe fünf Jahre lang dem Tammarim der Gefährtin des Akharet angehört. Die große Axt dort«, er deutet mit leuchtenden Augen auf die Waffe, »habe ich in meinem letzten Kampf getragen, der mir die Befreiung von der Arena brachte, meine Patronin kaufte mich frei und verhalf mir zu diesem Gasthaus.«

»Ich bin Schwertkämpferin in den Schicksalshallen«, erzähle ich ihm, »und Beizun ebenfalls.«

»Wirklich?« Er wendet sich zu Alban um. »Das hast du mir nicht gesagt, du Hund!«

Als ich mich nach Beizun umsehe, stelle ich fest, dass sie auf ihrem Stuhl zusammengesunken und fest eingeschlafen ist.

»Keine Angst«, erklärt Dargan, »nur ein harmloser Schlaftrunk. Aber ich werde nicht zulassen, dass einem Kämpfer der Arena in meinem Haus ein Leid geschieht.«

Meine Hand liegt schon am Schwert.

Alban stößt stammelnd hervor: »Ich wußte es nicht; sie sind Sklavinnen aus Ifanias Haus -« Dann duckt er sich ängstlich. Jetzt, da ich weiß, dass er uns schon verraten hat, bin ich bereit, ihn zu töten, doch Dargan stellt sich zwischen uns, um mich vor Alban zu schützen und Alban nicht weniger vor mir.

»Sie würden uns in Lafhaain eine hübsche Summe einbringen«, sagt Alban flehend, doch Dargan lässt sich nicht erweichen.

chen; er drückt mein Schwert herunter.

»Ich habe in der Arena gekämpft, und alle Gladiatoren aus den Schicksalshallen sind meine Brüder und Schwestern«, erklärt er unerschütterlich. »Sag mir, Mädchen, welchen Gegner hattest du bei den letzten Spielen?«

»Einen Albinotiger«, antworte ich, und er nickt.

»Ich habe von dem Kampf gehört«, erklärt er. »Sag mal, kämpft Hassim von Lerfaugh eigentlich noch?«

»Hassim? Er ist mein Freund seit dem Tage, da ich in die Schicksalshallen verkauft wurde.« Darauf umarmt mich Dargan stürmisch und gießt mein mit einem Schlafmittel versetztes Bier ins Stroh.

»Hol den besten Wein aus dem Keller!« ruft er und schenkt mir großzügig ein, nachdem ein Dienstbote ihn gebracht hat. »Jetzt erzähl mal, Mädchen. Wann bist du in die Schicksalshallen gekommen? Ich erinnere mich noch an meinen ersten Übungskampf dort - die Axt war meine Waffe und Hassim mein Gegner. Ich hätte ihn um ein Haar getötet; danach wurden wir die besten Freunde —«

Hassim wußte also, wovon er sprach, als er mich davor warnte, mir mit Beizun einen allzu guten Kampf zu liefern. Es ist der Beginn einer langen Nacht voller Geschichten aus der Arena. Der Morgen dämmert bereits und Beizun beginnt sich zu regen, als ich erschöpft einschlafe. Als ich wieder erwache, geht die Sonne schon beinahe unter, der Regen trommelt aufs Dach, und Beizun sitzt neben mir.

»Wir haben einen vollen Tag verloren«, sagt sie. »Bist du die ganze Nacht aufgeblieben und hast dir mit Dargan Geschichten über die Arena erzählt? Er hat den lieben langen Tag über dich gewacht, und Alban, diesen erbärmlichen Schuft, hat er davongejagt — er wollte nicht zulassen, dass ich ihn töte, aber er hat mir hoch und heilig geschworen, dass uns, solange auch nur ein Funken Leben in ihm ist, unter seinem Dach niemand auch nur ein Haar krümmen dürfe.«

Unsere Habseligkeiten werden zusammengepackt, denn wir wollen aufbrechen, und Dargan fragt Beizun: »Was ist mit den

beiden anderen Leibwächtern; könnt ihr denen vertrauen?«

»Ich kenne sie nicht näher«, sagt Beizun. »Ifania, unsere Herrin, hat sie ausgesucht; ich habe keine Veranlassung zu glauben, dass sie etwas anderes sind als redliche Männer, die sich ihren Lohn verdienen wollen.«

»Ich traue ihnen trotzdem nicht über den Weg«, sage ich, und wir beschließen, unsere sogenannten »Leibwächter« genauestens im Auge zu behalten – dann werden wir ja sehen, über wessen Leib sie wachen und warum.

Als wir uns auf den Weg machen, regnet es schon wieder. Dennoch ist mir das trostlose Nieseln bei weitem lieber auf unserer Wüstendurchquerung als sengende Hitze und stetiger Durst; aber Beizun ist verdrossen wie eine nasse Katze, und wir reiten, in trübseliges Schweigen gehüllt, wortlos nebeneinander her. An diesem Abend schlagen wir unser Lager im Regen auf, essen nur ein wenig Brot und Dörrobst und legen uns dann zum Schlafen nieder, während unsere Leibwächter vor dem Zelt ihre Posten beziehen. Beizun schläft nach einiger Zeit in meinen Armen ein, während ich, aus Angst vor einem Angriff, noch stundenlang wachliege, bis mich schließlich doch der Schlaf der Erschöpfung übermannt, aus dem ich sicher und unversehrt wieder erwache. Dennoch bin ich noch immer nicht geneigt, den beiden Männern zu vertrauen, sondern warte lieber ab, ob sich mein Verdacht bestätigt.

Das ist der Anfang einer Reihe von Tagen, die gleichförmig verlaufen. Wir reiten, bis wir zum Umfallen müde, von den Sätteln wundgescheuert und vom schaukelnden Gang unserer Tiere seekrank sind; des nachts schlagen wir in Regen und Feuchtigkeit unser Lager auf (denn nunmehr befinden wir uns mitten in der Regenzeit), bis jedes einzelne unserer Kleidungsstücke mit einem dünnen, weißen Modergespinst überzogen ist und alles, was wir essen, ein wenig nach Schimmel schmeckt. Frierend schlafe ich ein und träume von Feuer und Hitze. Trotz Beizuns Nähe und Wärme bleiben meine Füße die ganze Nacht über kalt.

Nach zehn Tagen endlich kommt die Sonne wieder zum Vor-

schein, und wir machen mitten auf dem Weg halt, um unsere Kleider zum Trocknen auszubreiten; einen der Leibwächter bitten wir, auch das Brot an die

Luft zu legen, damit es seinen durchdringenden Modergeruch verliert.

»Vielleicht können wir in der nächsten Stadt frisches Brot kaufen«, schlägt Beizun vor.

»In der nächsten Stadt gibt es einen großen Basar«, entgegnet der Leibwächter. »Sie ist das Tor zur Wüste.«

Vielleicht, denke ich, finden wir dort ein paar Kämpferinnen. Ich teile Beizun meine Vermutung mit, und sie sagt: »Vielleicht. Aber es ist kaum wahrscheinlich, dass wir auf viele Kriegerinnen stoßen, bevor wir nach Rhadamuth kommen. Und wir sind noch weit von meiner Heimat entfernt.«

»Auf dass es bis dahin nicht mehr regnen möge«, sage ich inbrünstig. Ich bin die Feuchtigkeit so leid; möglicherweise ist sie noch schlimmer als Durst.

Es gibt einen Lagerplatz, auf dem Karawanen ihre Zelte aufschlagen können; während unsere Leibwächter sich mit Stangen und Zeltplanen zu schaffen machen, suchen Beizun und ich, begierig nach einer warmen Mahlzeit, ein Gasthaus auf. Dort erkundigen wir uns, über eiligst bestellten Schüsseln mit Eintopf, nach den Kampfschulen der Stadt.

»Was wollt Ihr denn mit Kämpferinnen?« fragt der Wirt. »Der Herrscher dieser Stadt duldet keinerlei Soldaten außer seiner persönlichen Wache. Kein Söldner darf sich innerhalb der Stadtmauern aufhalten, und wenn Ihr Kämpferinnen seid, so empfehle ich Euch, das niemandem zu erzählen, wenn Ihr Euch nicht in seinen Verliesen wiederfinden wollt.«

»Was ist denn das für ein Tyrann?« fragt Beizun erstaunt. »Gilt dieses Gesetz auch für harmlose Durchreisende?«

»Gewiß. Er befürchtet, irgend jemand könne ein Heer entsenden, das ihn von seinem Thron stürzt, daher hat er dieses Gesetz erlassen. Wer sich im Besitz einer Waffe befindet, die größer ist als ein Tafelmesser, darf die Stadt gar nicht erst betreten. Wenn Ihr die Stadt betreten wollt, meine Damen,

dann müßt Ihr Eure Schwerter am Tor zurücklassen.«

Leise raune ich Beizun zu: »Dann bleiben wir eben draußen. Sicherlich können wir alle Vorräte, die wir brauchen, auch auf dem Basar vor der Stadt beschaffen.«

Aber Beizun ist empört.

»Er hat kein Recht, derartige Gesetze zu erlassen«, sagt sie starrsinnig. »Wir sollten ihm bessere Manieren beibringen.«

Doch als wir uns dem Stadttor nähern, tritt uns ein Wächter entgegen und fordert uns auf, ihm unsere Waffen zur Aufbewahrung zu übergeben.

»Nur über meine Leiche!« ruft Beizun erbost. »Ich bin eine freigeborene Bürgerin von Rhadamuth, und kein Mensch darf Hand an meine Waffen legen.«

»Dann tragt Eure Waffen, wohin es Euch beliebt, aber bleibt außerhalb dieser Mauern«, gibt der Wachposten zurück. »Durch dieses Tor werdet ihr jedenfalls nicht mit dem Schwert in der Hand treten.«

Schließlich macht Beizun kehrt. Sie schäumt vor Wut. »So etwas von Überheblichkeit!« schimpft sie. »Hat man sowas schon gehört! Dergleichen habe ich noch in keiner Stadt erlebt, und ich bin immerhin weit herumgekommen.« Doch da es in dieser Stadt ohnehin keine einzige Kampfschule gibt, ist es sinnlos, sich noch weiter dort aufzuhalten, so dass wir uns schließlich dem Basar zuwenden, wo wir uns nach einer behaglichen Unterkunft umsehen. Seit jener verhängnisvollen Nacht in Dargans Herberge haben wir keine Nacht mehr unter einem festen Dach verbracht; wir sehnen uns geradezu nach einem ordentlichen Zimmer mit gemütlichem Feuer — und vor allem nach einem bequemen Bett mit trockenen Leintüchern.

Und so sitzen wir denn, nachdem wir eine Stunde lang den Basar durchstreift haben, mit einer heißen

Suppe und der Aussicht auf ein warmes Zimmer, in dem wir die Nacht verbringen können, im Schankraum eines Gasthauses. Müßig lauschen wir den Gesprächen der Männer, in denen sich alles um den Herrscher der Stadt dreht. Sein Name ist

Kerrak, und sein neues Gesetz, das jedermann verbietet, innerhalb der Stadtmauern Waffen zu tragen, scheint niemandem zu gefallen.

Während ich schlaftrig dasitze, die Füße am Feuer und die Wärme genießend, tritt ein fliegender Händler mit einem Bauchladen voller billigem Plunder in die Schenke. Beizun winkt ihn zu sich und betrachtet die Armreifen, die er feilbietet. Sie sind mit kleinen, farbigen Kieseln besetzt und alles andere als wertvolle Schmuckstücke. »Sieh nur, Zadya, die haben die gleiche Farbe wie deine Augen!« ruft sie, und ich greife nach den Ohrringen, auf die sie deutet. Es sind mattgoldene Klumpen aus hartgewordenem Harz.

Der Händler sagt: »Eure Wahl ist auf das einzige Stück von Wert in meiner Sammlung gefallen. Das ist Bernstein aus den nördlichen Wäldern, ein Edelstein, der in der Vorzeit aus dem Harz eines Baumes entstand. Seht, hier drinnen ist die Gestalt eines vorzeitlichen Insekts zu sehen, das der Harztropfen eingeschlossen hat, als er hart wurde.«

Es trifft mich wie ein Schlag: Urplötzlich weiß ich, dass ich ehedem Bernstein getragen habe und warum.

»Es ist mein Name«, sage ich mit leiser, bebender Stimme. »Beizun, mein richtiger Name ist *Bernstein*.«

»Ein schöner Schmuck für eine schöne Frau«, sagt Beizun. Sie kauft die Ohrringe für mich und berührt sacht meine Ohrläppchen. »Siehst du, deine Ohrläppchen sind durchstochen; du mußt früher schon Ohrringe getragen haben, Zadya.« Mit diesen Worten befestigt sie den Schmuck in meinen Ohrläppchen. Die Löcher sind halb zugewachsen; die Stifte bleiben stecken, und sie muß sie drehen und wenden, damit sie hineinrutschen, ich stöhne auf und protestiere, doch schließlich findet sie den richtigen Winkel, und sie gleiten ohne Schwierigkeiten hinein.

Als sie erst einmal richtig sitzen, ist es ein vertrautes Gefühl. Verwundert betaste ich sie.

»Bernstein«, sage ich versonnen und drehe die Harztropfen, die an meinem Ohrläppchen baumeln, zwischen den Fingern.

»Ich bin Bernstein.«

Und mit dem Klang des Wortes überfällt mich eine furchtbare Unruhe. Ich heiße *Bernstein* - und ich habe immer geglaubt, wenn ich mich erst einmal an meinen Namen erinnere, wird mir alles andere ganz von selbst einfallen. Aber nichts fällt mir ein - noch immer weiß ich nicht, warum ich hier bin und auf welche Weise ich meinen Namen und meine Geschichte verloren habe. Immer wieder gleiten meine Finger zu den glatten Steintropfen in meinen Ohren, immer wieder mache ich mir bewußt, dass ich schon früher Ohrringe aus dem Edelstein getragen habe, nach dem ich genannt wurde. Aber wann war das und wo? Es ist mir schleierhaft, so schleierhaft wie eh und je.

Wir verweilen noch ein wenig am Feuer und erfreuen uns der Trockenheit und Wärme, bevor wir uns auf unser ebenfalls trockenes Lager zur Ruhe begeben. Nachdem wir nächtelang in einem feuchten, modrigen Zelt geschlafen haben, unter Decken, aus denen die Feuchtigkeit nie ganz wich, kommt uns ein warmes, trockenes Bett wie ein unvorstellbarer Luxus vor. Uns steht der Sinn nicht nach weiterer Gesellschaft, und als zwei Viehtreiber herankommen und uns etwas zu trinken anbieten, lehnen wir höflich ab.

»Vielleicht sollten wir besser auf unser Zimmer gehen«, schlage ich daraufhin vor. »Wenn Frauen allein in einer Schenke sitzen, wird immer gleich angenommen, sie seien auf der Suche nach männlicher Gesellschaft.«

»Dann müssen die blöden Kerle eben lernen, dass es nicht so ist, verdammt nochmal!« braust Beizun auf. »Wir haben genau das gleiche Recht wie die Männer, uns hier aufzuhalten, wann und mit wem wir wollen!« Sie hat recht, ich weiß es, aber ich fürchte eine Auseinandersetzung. Ich seufze auf, denn ich weiß genau, dass ich nie soviel Mut aufbringen werde wie Beizun. Eigentlich will ich gar nichts trinken, nehme aber dennoch einen Becher an und nippe daran, während ich mit den Fingern gedankenverloren an den Bernsteintropfen in meinen Ohren spiele.

Ein Schatten fällt auf uns; vor uns steht eine hochgewachsene Gestalt in Männerhosen und Stiefeln, doch die feingliedrigen, schmalen Hände und die weiche, glatte Haut verraten mir, dass dies kein Mann sein kann. »Würdet Ihr mir die Ehre erweisen, etwas mit mir zu trinken?« fragt sie. »Und darf ich mich zu Euch setzen?«

»Dies ist eine öffentliche Schenke, die Stühle gehören nicht mir«, erwidert Beizun. »Nehmt doch Platz, wo es Euch beliebt, gute Frau.«

Die Fremde setzt sich neben mich auf die Bank und streckt ihre langen Beine von sich. »Habe ich heute nicht gehört, wir Ihr gegen das Gesetz protestiert habt, das das Tragen von Waffen innerhalb der Stadtmauern verbietet?« erkundigt sie sich.

»Das ist richtig«, antwortet Beizun. »Ein törichtes Gesetz, das sich ganz offensichtlich nur ein Narr ausgedacht haben kann, wer entscheidet denn, was eine Waffe ist? Ich kenne Kämpfer, die einen Menschen mit einem Hirtenstab umbringen können. Will dieser alte Narr darum vielleicht jedem alten Mütterchen verbieten, ihren Gehstock mitzunehmen? Ich habe gelernt, mit bloßen Händen zu töten; will er sie mir abhacken lassen? Dieses seltsame Gesetz erlaubt jedem, ein Tischmesser bei sich zu tragen; aber ich habe Männer kennengelernt, die sich ohne Schwierigkeiten an einen Schlafenden heranschleichen und ihm die Kehle durchschneiden konnten — mit einem Messer, das nicht länger ist als jenes, mit dem ich mir die Fingernägel schneide. Ein törichtes Gesetz.«

»Darin bin ich ganz Eurer Meinung«, erklärt die Fremde. »Mein Name ist Reri, und der Tyrann, der dieses absonderliche Gesetz über die Stadt verhängt hat, ist mein Bruder Kerrak.«

»Bruder oder nicht Bruder — der Mann ist ein Narr«, sagt Beizun, und Reri nickt zustimmend mit dem Kopf.

»Er ist noch schlimmer, er ist ein Usurpator«, sagt sie. »Mein Vater hatte keine ehelichen Söhne, und ich bin seine rechtmäßige Nachfolgerin. Doch kaum war mein Vater gestorben, hatte Kerrak nichts Eiligeres zu tun, als gewisse Ratsherren zu

bestechen, damit sie behaupteten, dem Gesetz nach seien Frauen von der Thronfolge ausgeschlossen. Und das, obwohl jedes Kind weiß, dass die Geschichte Arkavans eine lange Reihe von Königinnen aufweist — deren letzte überdies meine Großmutter war! Aber Kerrak bestach die Räte so gründlich, dass sie mich aus meiner eigenen Stadt vertrieben — und mich womöglich sogar umgebracht hätten, gäbe es nicht so viele Alte in der Stadt, die sich noch sehr gut an die Herrschaft meiner Großmutter erinnern und gerne eine Frau auf dem Thron gesehen hätten. Statt dessen erzählten mir die feinen Herren, ich dürfe mich glücklich schätzen, der Einkerkerung oder gar dem Tod entronnen zu sein. Und nun höre ich von diesem unsinnigen Erlaß, der das Tragen von Waffen in der Stadt verbietet. Mein Bruder ist ebenso feige wie töricht.«

»Dann befürchtet er also, dass jeder Bewaffnete seine Herrschaft gefährden könnte?«

»Ich kann mir keinen anderen Grund vorstellen«, entgegnet Reri. »Er weiß, dass ich ihm im Kampf überlegen bin, und wenn ich ihn zum Zweikampf herausfordern würde, so stünde von vornherein fest, wer siegreich daraus hervorgeht. Ich konnte ihn schon immer, selbst als wir noch Kinder waren, nach Strich und Faden verprügeln, egal, ob ich meine bloßen Hände benutzte oder irgendeine Waffe. Und da er das weiß, fürchtet er, sein Gesicht zu verlieren, wollte ich in aller Öffentlichkeit den Beweis dafür antreten.«

»Eine merkwürdige Geschichte«, sagt Beizun. »Ich frage mich nur, warum Ihr sie uns erzählt habt — oder erzählt Ihr sie allen Fremden?«

»Keineswegs; aber an Euren Waffen erkenne ich, dass Ihr Kriegerinnen seid«, entgegnet Reri. »Vermutlich hegte ich die Hoffnung, Ihr könntet Euch des Mitgefühls für eine Frau, die ihrer rechtmäßigen Stellung beraubt wurde, nicht erwehren.«

»Doch was würde Euch das nützen, selbst wenn Euch unser ganzes Mitgefühl gehörte?« hält Beizun ihr vor. »Nehmt einmal an, es gelänge Zadya und mir — wenngleich uns Euer Streit gar nichts angeht! — tatsächlich, uns bewaffnet in die

Stadt zu schmuggeln: Glaubt Ihr wirklich, zwei Frauen könnten Euch ganz allein Eure Stadt von Kerrak zurückerobern? Seid vernünftig, Reri.«

»Sagt mir erst einmal, ob Ihr Söldnerinnen seid.«

Diesmal übernehme ich es zu antworten. »Nein, wir sind Sklavinnen unserer Herrin Ifania, die eine Verwandte des Akharet von Jemmok ist«, erkläre ich. »Und wir sind auf der Suche nach weiteren Frauen, die gewillt sind, als Gladiatorinnen für sie in der Arena zu kämpfen.«

»Hier werdet Ihr keine finden«, trumpft Reri auf. »Mein Bruder hat außer mir auch alle Kampflehrer und Waffenmeister verbannt — mit der Begründung, dies sei eine friedfertige Stadt.«

»Friedfertigkeit ist ja gut und schön«, sagt Beizun. »In einem Land wie diesem allerdings könnte sie sich als überaus gefährlich erweisen. Angenommen, das

Land wird, nachdem Kerrak alle Bürger entwaffnet hat, überfallen?«

»Wenn das geschieht, ist er ohnehin verloren«, sagt Reri, »denn sein Volk liebt ihn nicht und würde nicht für ihn kämpfen.«

»Die ganze Geschichte klingt ziemlich hoffnungslos«, sagt Beizun. »Meiner Meinung nach tätet Ihr gut daran, in eine andere Stadt zu ziehen und Euer Glück dort zu versuchen, Reri.«

»Ich werde das Volk meines Vaters nicht in den Händen dieses Tyrannen lassen«, sagt Reri eigensinnig. Ich habe den Eindruck, dass ihr gar keine andere Wahl bleibt, und sage ihr das.

»Was Ihr braucht, ist ein mächtiges Heer von Kriegern«, erkläre ich. »Habt Ihr schon irgendwelche Pläne?«

»Zunächst einmal muß ich Leute finden, die bereit sind, für meine Sache zu kämpfen«, sagt Reri. »Und wenn die Stadt in meiner Hand ist, werde ich mit meinem Bruder abrechnen.«

Nach dieser Erklärung wünschen wir Reri eine gute Nacht und ziehen uns in unser Zimmer zurück.

ACHTES KAPITEL

Früh am nächsten Morgen treffen wir Reri im Gastraum, und während wir unser Frühstück verzehren, das aus gekochten Eiern und frischen Melonen vom Basar besteht, schlägt Beizun vor: »Du suchst doch, genau wie wir, Frauen, die kämpfen können. Warum reisen wir nicht zusammen weiter?«

»Einverstanden«, erwiderte Reri. »Ich hatte ohnehin vor, nach Rhadamuth und Gyre zu ziehen, wo es von altersher Kämpferinnen gibt. Ihr sucht Frauen, die um des Ruhmes willen in der Arena kämpfen; ich suche Frauen, die gegen Gold für die Wiedereroberung einer Stadt kämpfen. Ich sehe eigentlich keinen Grund, weshalb sich eine Frau — oder meinewegen auch ein Mann — ausgerechnet für die Arena entscheiden sollte, es sei denn, ihnen droht der Tod oder gar noch Schlimmeres. Wenn der Kampf die Berufung ist, die ihr gewählt habt, warum tut ihr es dann nicht gegen eine bessere Belohnung, als sie die Arena zu bieten hat?«

»Das mag stimmen«, sagte Beizun, »vorausgesetzt, man kann sich frei entscheiden. Zadya hatte gar keine andere Wahl. Und was mich betrifft, so war mir die Arena lieber als jede Alternative, die sich mir bot.«

»Vielleicht würde ich mich nicht anders entscheiden, wäre ich vor die gleiche Wahl gestellt«, sagt Reri liebenswürdig. »Glaubt mir, meine Freundinnen, es lag nicht in meiner Absicht, euch eurer Entscheidung wegen zu kränken.«

»Es freut mich, das zu hören«, sagt Beizun mit einer drohenden Gebärde, »denn da wir die Stadt nicht betreten haben, sind wir immer noch im Besitz unserer Waffen.«

Wir kommen überein, zumindest bis Rhadamuth, Beizuns Heimatstadt, die jenseits der großen Wüste liegt, zu dritt zu reisen. Alpträumhafte Erinnerungen an Gefangenschaft, Durst und Vergewaltigung steigen in mir auf, und allein schon der Gedanke, diese Wüste noch einmal durchqueren zu müssen, lässt meinen Mut sinken. Daran kann auch die Tatsache nichts

ändern, dass ich mich in Begleitung zweier tapferer Frauen befindet, deren eine meine Freundin und Geliebte ist.

Reri kennt die Wüste gut; unter ihrer Anleitung machen wir einige Einkäufe auf dem Basar: Wasserschläuche aus grobem Leinen, in denen unser Trinkwasser durch Verdunstung kühl bleibt; geeignetes Futter für unsere Reittiere, ein Zelt aus besonders leichtem Stoff, das uns in den heißen Wüstennächten Kühle spenden soll. Wir stellen Reri unsere beiden noch verbliebenen Leibwächter vor, die sie neugierig anstarren. Wahrscheinlich haben sie noch niemals eine Frau gesehen, nicht einmal eine Kriegerin, die sich in Männerkleidern gefiel. Für sich selbst erwirbt Reri ein Schwert und eine Keule. Außerhalb der Stadt herrscht kein Mangel an guten Waffen.

Schließlich sind die Vorbereitungen abgeschlossen; wir laden unsere Neuerwerbungen auf und setzen uns auf dem felsigen Pfad, der in die große Wüste führt, in Bewegung. Unter dem Backsteintor, das den Eingang zum Basar bildet, sitzen wir auf und betrachten das trostlose Land, das vor uns liegt. Es ist bar jeglicher Vegetation und weist nicht das geringste Zeichen einer menschlichen Behausung auf. Öde und trostlos erscheint es mir; ein kaum sichtbarer Pfad windet sich in dem lockeren Sand zu einem fernen, kahlen Horizont hin, den Beizun freudig begrüßt. Das ist ihre Heimat, und tief zieht sie die heiße, geruchlose Luft ein, als brächte sie einen seltenen, kostbaren Duft mit. Dann lockert sie die Zügel und übernimmt die Führung unserer Karawane.

Das Reiten in der Hitze ist anstrengend und schweißtreibend. Man hat mir geraten, sparsam mit dem Wasser umzugehen, und schon nach kurzer Zeit ist mein Mund qualvoll trocken. Ich lege mir eine Münze auf die Zunge, um daran zu lutschen und so meine Mundhöhle feucht zu halten; die Angst vor dem Durst ist schlimmer als der Durst selbst. Die sengende Sonne scheint unbarmherzig auf meinen bedeckten Kopf, bis mein Haar feucht ist und der Schweiß mir in Strömen den Nacken hinunterläuft. Wir machen erst Rast, als die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat; wir essen Brot und getrocknete

Früchte und trinken wenig Wasser dazu. Mir ist so übel von der Sonnenhitze, dass ich kaum etwas herunterbringe. Doch Beizun rät mir, wenigstens von dem gesalzenen Trockenfleisch zu essen. »Beim Schwitzen verliert dein Körper Salz, deshalb fühlst du dich so elend«, schilt sie mich. »Du mußt also unbedingt etwas essen.«

»Seht mal«, ruft Reri und deutet in Richtung Süden, »die Sonne ist von Wolken bedeckt; vielleicht wird es kühler.«

Beizun wendet den Blick gen Süden und wird so bleich, wie ich sie noch nie gesehen habe.

»Das sind keine Wolken«, sagt sie besorgt. »Das ist Sand — der Höllensturm der Wüste. Wenn er uns erwischt, sind wir verloren.« Sie befiehlt den Leibwächtern, das Zelt abzuladen und aufzustellen. »Das ist unsere einzige Chance«, erklärt sie. Die Männer haben für unsere Befürchtungen nur spöttisches Gelächter übrig; schließlich schlägt Beizun das Zelt selbst auf und zieht, mit Reris und meiner Hilfe, unsere Wasser- und Lebensmittelvorräte hinein. Wir haben es noch nicht ganz geschafft, da hat uns der Sturm auch schon

erreicht: Heftige, kalte Stöße, die so viel Sand aufwirbeln, dass wir kaum noch atmen können.

»Schnell ins Zelt, los«, kommandiert Beizun. »Die Tiere sind an solche Stürme gewöhnt, aber kein menschliches Wesen kann sie überleben.« Sie packt die widerstrebenden Leibwächter und zerrt sie ins Zelt.

Selbst im Zeltinnern ist die Luft schon so voll Sand, dass uns das Atmen schwerfällt. Wir tränken unsere Kopftücher mit Wasser und pressen sie vors Gesicht, damit der Sand nicht in Nase und Augen dringen kann. Der Sturm dröhnt so laut, dass wir kein Wort verstehen können, das gesprochen wird; der Wind packt das Zelt und schüttelt es erbarmungslos, und auf dem Höhepunkt des Sturmes reißt es eine heftige Bö aus den Verankerungen, so dass es über uns zusammenstürzt und uns in seinen Falten zu ersticken droht. Ich versuche, mich aus der Leinwandmasse zu befreien, die auf mir lastet. Als ich mich endlich herausgewunden habe, gerate ich mit dem Kopf in

einen Sandstrudel, der mit einer Gewalt über mich wegfegt, die mir klarmacht, weshalb das Zelt zusammengebrochen ist. Ich kann bloß noch staunen, dass nicht das gesamte Zelt mit allem Drum und Dran auf den Flügeln des Windes davongetragen wurde.

Hastig verkrieche ich mich wieder unter den schützenden Zeltbahnen. Die Stunden ziehen sich endlos — Stunden, in denen der Sturm wütet, ganze Sandmassen aufwirbelt und mit Getöse vor sich herpeitscht. Der Alpträum aus meinen ersten Tagen ist zurückgekehrt; und irgendwo in diesem finsternen Alpträum, in dem mir das Entsetzen die Luft abschnürt und meine Kehle schmerzt vor Sand und Durst, grapschen im Dunkeln Hände nach mir, und ich schreie und schreie, erfüllt von der alten Angst:

Weißes Feuer birst in meinem Kopf, Hände tasten nach mir -der endlose Alpträum von Durst, Hitze und Gewalttätigkeit . . .

»Zadya! Psst, es ist ja alles gut —«

Ich erkenne Beizuns Stimme und Berührung in der beklemmenden Finsternis, doch es dauert noch mehrere Sekunden, bis ich das wimmernde Stöhnen, das sich meiner Kehle entringt, unterdrücken kann. Wird dieser Alpträum aus der Vergangenheit jemals aufhören, mich zu verfolgen? Von irgendwoher, aus den Gefilden vergangener Zeit, vernehme ich eine Stimme, die einen Namen ruft, einen Namen, den ich nunmehr als meinen eigenen erkenne.

»Bernstein! Bernstein!« Aber mehr finde ich nicht in meinem Gedächtnis, nur den Klang meines Namens, ausgerufen voll Liebe und Sehnsucht, wie mir scheint. Ich bemühe mich verzweifelt, der Stimme einen Namen oder ein Gesicht zuzuordnen, aber es gelingt mir nicht, alles, was ich fassen kann, ist die Stimme eines anderen einsamen Geisterwesens in der geheimnisvollen Echokammer, die meine Vergangenheit geworden ist, eine Stimme, die meinen Namen ruft.

In der schrecklichen Dunkelheit greift Beizun nach meiner Hand und versucht vergeblich, mich zu beruhigen und zu trösten.

ten. Welch eine Freundin habe ich in ihr gefunden! »Was ist denn, *Zadya*? Warum hast du geschrien?«

»Die alten — Erinnerungen —« stoße ich mühsam hervor.

»Die Wüste —«

»Es ist schon gut, denk nicht mehr daran. Ich bin bei dir, und ich passe auf, dass dich keiner anfaßt«, verspricht sie mir.

In den Falten der Leinwand, die uns umhüllt, schnappe ich nach Luft, ringe um jeden Atemzug.

Der Sturm ist vorüber; die Luft füllt unsere Lungen nicht mehr mit Sand. Wir kriechen ins Freie, wo uns ein trostloses Bild erwartet: Unser Pfad ist spurlos verschwunden.

Die Männer zerren an den Zeltpolen und verstauen sie unter großer Anstrengung. Die Lebensmittel und die kostbaren Wasserschläuche scheinen unversehrt zu sein; die Tiere stehen wiederkäuend in dem schneidenden Wind, als könnte kein Sandsturm ihnen auch nur ein Härcchen krümmen. Nahezu unbeschadet haben wir das höllische Wetter überstanden.

Aber der Weg ist verschwunden; geblieben sind nur die Sterne am Himmel und der spurenlose Sand.

»Macht euch keine Sorgen«, beruhigt uns Beizun. »Wenn wir uns nach der aufgehenden Sonne richten, stoßen wir unweigerlich wieder auf den Weg.«

»Und es ist schon nach Mitternacht, das erkenne ich an den Sternen«, fügt Reri hinzu. »In wenigen Stunden wird die Sonne aufgehen.«

Zum Schlafen ist es längst zu spät. Die Männer packen das Zelt ein, beladen die Tiere und entzünden ein Feuer aus gepreßter Holzkohle, auf dem wir eine Suppe kochen. Alles schmeckt nach Sand, der uns zwischen den Zähnen knirscht. Das Wasser, mit dem ich mir den Mund ausspüle, schmeckt schal und nach Leder, aber immerhin ist es naß. Reri und Beizun nehmen von Zeit zu Zeit einen kräftigen Zug aus dem Weinschlauch. Ich probiere einen Schluck, spucke ihn jedoch gleich wieder aus, denn der trockene, saure Geschmack widert mich an. Das Gewicht meiner Waffen macht mir zu schaffen. Ich lade Schwert und Schild einem der Tiere auf, und Beizun

folgt meinem Beispiel. Die Männer sind fertig mit Packen und hocken sich zu uns ans Feuer. Reri schöpft ihnen Suppe in ihre Schüsseln, reicht ihnen den noch halb gefüllten Weinschlauch und fordert sie auf, ihn auszutrinken. Ich beneide sie nicht darum.

Ein fahlroter Streifen Horizont zeigt an, wo die Sonne in Kürze aufgehen wird; Beizun deutet darauf und sagt: »Dort finden wir den Weg nach Rhadamuth!«

Mühsam steigen wir in unsere Sättel, wenden die gefügigen Tiere Richtung Osten und machen uns wieder auf den Weg.

Ich bin müde, und meine Schenkel schmerzen von den vielen Stunden in dem hohen Holzsattel. Der Geruch des trockenen Sandes und der spärlichen Vegetation treibt meine Gedanken unaufhaltsam zurück zu jener ersten Wüstenwanderung. Ich habe mehr Glück gehabt, als ich erwarten durfte, immerhin war ich mehrfach vergewaltigt worden und hätte durchaus von einem der Männer, deren Gesichter ich beharrlich aus meinem Bewußtsein verdränge, schwanger werden können. In diesem Fall hätte ich nicht Gladiatorin werden können, und selbst als Hure hätte ich vermutlich nicht lange überlebt. Ich hätte nie gedacht, dass ich es einmal von dieser Seite sehen würde, doch als an diesem Morgen die Sonne aufgeht, weiß ich, dass ich mich glücklich schätzen kann, eine gütige Herrin zu haben, die mich liebt, eine Freundin wie Beizun und darüber hinaus sogar ein begrenztes Maß an Freiheit.

Und jetzt habe ich sogar einen Namen aus der Zeit vor dem weißen Feuer, das mein Leben gespalten hat. *Bernstein*. Ich taste nach den schimmernden Harztropfen an meinen Ohren und denke über den Namen nach. Für Beizun werde ich sicherlich immer Zadya bleiben, ebenso wie in der Arena.

Es ist ein guter Name. Was aber werde ich vorfinden, wenn ich Gyre erreiche? Freunde vielleicht, eine Familie, eine Mutter gar oder einen früheren Besitzer — vorausgesetzt, ich bin tatsächlich Sklavin —, der darauf aus ist, mich Ifania wieder streitig zu machen? Das Wissen um meinen Wert ist beruhigend, schlaftrig schwanke ich im Sattel hin und her und wache

mit einem Ruck wieder auf — gerade noch rechtzeitig, bevor ich hinunterfalle. Die schlaflose Nacht hat mir sehr zugesetzt. Ich sehe, dass Reri den Bogen heraus hat, im Sattel zu schlafen, indem sie sich den Bewegungen ihres Reittieres vollkommen anpaßt. Nach einiger Zeit gelingt es mir ebenfalls; allmählich schlafe ich ein und verändere noch im Schlaf alle paar Augenblicke meine Haltung, während ich immer tiefer in düstere Träume versinke.

Als das Tier unter mir den Schritt verlangsamt und anhält, schrecke ich auf und reibe meine vor Erschöpfung trüben Augen, während mein Reittier sich auf die Knie niederläßt, damit ich absteigen kann. Das Biest wendet den Kopf, um mich zu beißen; ich schlage nach ihm, worauf es schmerhaft nach meinen Handgelenk schnappt. Reri besteht darauf, die Wunde mit Wein auszuwaschen, was furchtbar brennt, und sie anschließend mit einem Streifen Tuch zu verbinden. Derart behindert durch ein schmerzendes Handgelenk und einen unförmigen Verband, wird mir die Aufgabe zugeteilt, in den Kochtöpfen zu rühren, bis das Essen gar ist, während Reri und Beizun einen nahen Hügel besteigen, um die Gegend nach Anhaltspunkten für die morgige Etappe abzusuchen. Mit ein paar Tropfen des kostbaren Wassers, von dem jeder nur einen Becher voll erhält, spüle ich mir die Augen aus. Lieber habe ich Durst statt ewig trübe Sicht und ständig scheuernden Sand unter den Augenlidern.

Beizun kommt triumphierend herbeigelaufen. »Gepriesen sei der Mensch, der diesen Weg so schnurgerade angelegt hat!« ruft sie. »Wir sind nicht mehr als tausend Schritt von der Straße entfernt, die geradewegs nach Rhadamuth führt!«

Die Männer entladen die Tiere und verstauen die Sachen in dem Zelt, das sie bereits aufgebaut haben. Nachdem wir unsere Suppe aus getrocknetem Fleisch und grobfaserigem Gemüse heruntergeschlungen und unseren Durst mit dem einen Becher Wasser nicht ganz, aber doch beinahe gelöscht haben, legen wir uns zur Ruhe, wir drei Frauen in einem, die Männer im zweiten Zelt. Gerade, als mich der Schlaf der Erschöpfung

übermannen will, fallen mir unsere Waffen ein; sie müssen mit dem gesamten Gepäck in das Zelt geschafft worden sein, in dem unsere Leibwächter schlafen. Seit ich die Schicksalshallen verlassen habe, ist es das erste Mal, dass ich schlafe, ohne meine Waffen in Reichweite zu haben, und das beunruhigt mich.

Doch dann sage ich mir, dass ich überängstlich bin, da doch Beizun und Reri (die es wüßten, wenn es gefährlich wäre) eingeschlafen sind, ohne sich darüber Sorgen zu machen, und nach einiger Zeit falle ich ebenfalls in Schlaf.

Ich erwache und weiß einen Augenblick lang nicht, wo ich bin; verschlafen strecke ich mich und eine Hand legt sich schwer auf meinen Mund. Ich würgte und trete um mich — da spüre ich auch schon eine Messerklinge an der Kehle.

»Keine Bewegung!« knurrt eine heisere Stimme. »Wir haben nicht die Absicht, dir wehzutun, dafür bist du viel zu schön. Wir wollen uns nur ein bißchen mit dir amüsieren. - Halet, fessle den anderen Rotschopf und die Frau mit den Männerhosen — mit der hier können wir uns ein bißchen die Zeit vertreiben, die ist viel zu hübsch für eine Gladiatorin!«

Ich winde mich wortlos und versuche zu beißen. Halet stößt einen Fluch aus, weil Beizun aufwacht, während er versucht, sie zu fesseln. Sie versetzt ihm einen Faustschlag ins Gesicht, aus seiner Nase spritzt Blut. Voller Wut zieht er die Fesseln mit aller Kraft fest, und ich höre Beizun verhalten fluchen.

Jetzt reißt mir der Bursche, der mich festhält, mein Schlafgewand herunter und zwingt meine Schenkel grob auseinander. Ich bäume mich mit der Kraft der Verzweiflung auf und stoße ihm das Knie dorthin, wo er am empfindlichsten ist. Er heult auf, preßt die Hände gegen seine Weichteile und taumelt in die Dunkelheit zurück. Mein Handgelenk schmerzt, als ich mich aufrichte, doch als der Kerl sich wieder auf mich stürzen will, haben meine Arme und Hände ihre alte Geschicklichkeit wiedergefunden. Ohne einen weiteren Gedanken zu verschwenden, schlage ich zu und höre, wie mit einem knirschenden Geräusch sein Genick bricht. Da greift mich der zweite

Mann, der über Beizun kniet, an. Ich schleudere ihn mit einer wuchtigen Bewegung, bei der mir der Schmerz wie eine Messerklinge durch die verwundete Hand fährt, quer durch das Zelt. Der Boden des Zeltes ist vom Mondlicht erhellt. Reri richtet sich auf und starrt mich bestürzt an.

»Du hast sie getötet«, sagt sie vorwurfsvoll.

»Sie führten Mord im Schild, zumindest aber Vergewaltigung«, weise ich sie zurecht. »Hätten wir sie vielleicht als Gefangene bis nach Rhadamuth mitschleppen sollen?«

Beizun fragt zweifelnd: »Was wird Ifania dazu sagen?«

»Wenn sie erfährt, was sie vorhatten«, erwidere ich, »dann wird sie Verständnis für unser Handeln haben.«

Mit vereinten Kräften schleppen wir die toten Männer aus dem Zelt und legen uns wieder schlafen.

Als ich erwache, gleißt die Sonne heiß und blendend auf das Land nieder; ein neuer Tag in der Wüste hat begonnen. Wir machen uns auf den Weg; die Leichen der beiden Männer überlassen wir den Geiern und anderen Aasfressern.

Kurz nach Mittag erblicken wir am Horizont bereits die niedrigen Mauern, die Beizuns Heimatstadt umschließen.

Sie wendet sich an Reri und sagt: »Hier wird keiner den unsinnigen Versuch machen, uns die Waffen wegzunehmen«, und sie behält recht. Die Wachen am Stadttor, große, prachtvolle Gestalten in schimmernden Rüstungen, sind Frauen. Ich schaue zu ihnen auf, für einen Augenblick befällt mich Angst und Schrecken.

Doch dann entsinne ich mich, wie ich die beiden Leibwächter mühelos und ohne weiter darüber nachzudenken, getötet habe. Mit diesen Frauen könnte ich es, und mögen sie noch so gefährliche Waffen tragen, genauso machen.

Ich habe vorher nie über meine kämpferischen Fähigkeiten nachgedacht. Jetzt stelle ich fest, dass in meinem Inneren offensichtlich eine wohlfunktionierende Tötungsmaschinerie existiert. Warum? Und wo erwarb ich die Fähigkeiten, die es mir ermöglichen, am ersten Tag in der Arena zur Waffe zu greifen und meinen Widersacher zu töten? Schlimmer noch —

wenn ich diese Fähigkeiten damals schon besaß, warum habe ich es dann während jener ersten Reise durch die Wüste zugelassen, dass ich immer wieder vergewaltigt und als Gefangene durch Hunger, Durst und Quälerei getrieben wurde?

Mir brummt der Schädel. Wieder und wieder habe ich mir über diese und viele andere Fragen den Kopf zerbrochen. Ein Zustand großer Verwirrung hat von mir Besitz ergriffen. Schließlich gelange ich zu der Überzeugung, dass irgendeine Art von Explosion stattgefunden haben muß, die mich in einen solch konfusen Geisteszustand versetzt hat, dass ich — oder >Bernstein<, die ich offenbar früher einmal gewesen bin — meine Fähigkeit zu kämpfen vergaß, bis sie angesichts der drohenden Gefahr in den Schicksalshallen wieder in mein Bewußtsein drang. Ich frage mich, ob Bernstein ein verbreiterter Name ist in Gyre, wo es nichts Ungewöhnliches ist, dass Frauen an den Waffen und in der Kunst der Selbstverteidigung ausgebildet werden.

Doch die bewaffneten Frauen von Rhadamuth vermitteln mir ein Gefühl der — ich weiß nicht recht — *Geradlinigkeit*, wie ich es in der Arena nie hatte. In den Schicksalshallen war ich immer von einem unbewußten Unwillen zerrissen, der mir unbewußt sagte, es sei unrecht, dass *Menschen so leben müssen*.

Angesichts der Kriegerinnen, die mir hier an den Toren von Rhadamuth mit ihren Waffen entgegentreten, spüre ich keine derartige Abwehr in mir. Ich empfinde, ganz im Gegenteil, unverhohlene Bewunderung für sie. Eine von ihnen erkennt Beizun, eilt auf sie zu und umarmt sie stürmisch. Fest umarmt, drehen sie sich mehrmals um sich selbst, bis Beizun sich plötzlich daran erinnert, dass sie nicht allein gekommen ist. Sie stellt uns einander vor, als seien wir alte Freundinnen. Der Name der Kriegerin ist Kezia, und Beizun erzählt uns, dass sie schon ihr ganzes Leben lang miteinander befreundet sind. »Unsere Mütter waren zur selben Zeit schwanger und legten uns in dieselbe Wiege. Wir sind beinahe Schwestern«, sagt sie und fährt fort: »Kezi, das ist Zadya von Gyre, eine Gladiatorin

aus der Arena von Jemmok.«

»Hat der Akharet diesen verabscheuungswürdigen Brauch, alle Fremden zu versklaven und in der Arena kämpfen zu lassen, noch immer nicht abgeschafft?« fragt Kezia.

»O nein. Ich habe mich selbst in die Arena verkauft, um den Kupferminen zu entgehen«, erklärt Beizun, und Kezia runzelt die Stirn.

»Hast du wieder gespielt? Ich habe dir schon vor langer Zeit gesagt, dass es dich eines Tages ins Verderben stürzen würde«, zürnt Kezia.

Beizun beschwichtigt sie. »Schimpf nicht mit mir, Schwester. Zumindest für den Augenblick bin ich frei von der Arena, denn *Zadya* und ich sind vom Akharet an die Patronin Ifania verkauft worden, eine begeisterte Anhängerin der Gladiatorenkämpfe. Ifania hat eine Schwäche für weibliche Gladiatinnen, und sie hat uns ausgesandt, Kämpferinnen für die Arena anzuwerben. Und das hier ist Reri, die mit uns zieht und wie wir Frauen sucht - keine Sklavinnen, sondern Söldnerinnen, die ihr helfen, ihre Stadt zurückzuerobern.« Sie erzählt Reris Geschichte, und während Kezia, die die anderen Wächterinnen herbeigewunken hat, ihren Worten lauscht, frage ich mich, ob ich nicht auch aus Rhadamuth stamme, so wohl fühle ich mich im Kreise dieser Frauen. Ich habe den Wunsch, Kezia zu fragen, ob irgend jemand in der Stadt eine Tochter oder Schwester mit Namen *Bernstein* vermisst.

Aber als ich mir endlich ein Herz fasse und ihr die Frage stelle, sieht Kezia mich freundlich an und sagt, dass sie noch nie von jemandem gehört hat, der diesen Namen trägt.

»Du hast das Gedächtnis verloren, erinnerst dich aber an dein Können als Kämpferin? So etwas habe ich auch schon gehört: dass sich der Körper an Dinge erinnert, die aus dem Bewusstsein ausgelöscht sind«, erklärt Kezia und legt freundschaftlich die Arme um mich.

»Wenn Beizun deine Freundin ist, so bist du auch meine Freundin, und du sollst mein Haus und alles, was mir gehört, betrachten, als wäre es dein Eigentum«, sagt sie. »Abgesehen

davon ist jede Kriegerin meine Schwester. Was dich betrifft, Reri, so kann ich dich nicht begleiten und für deine Stadt kämpfen, denn ich habe hier mein Treuegelöbnis abgelegt. Aber vielleicht können wir in der Stadt einige Kriegerinnen finden, welche dir helfen können, dir dein Geburtsrecht zurückzuerobern.«

»Daß du dich verweigerst, bedauere ich zutiefst«, gibt Reri zurück, »denn du wärest mir als erste Söldnerin in meinem Heer nur zu willkommen. Doch ich respektiere dein Gelübde und werde jede deiner Freundinnen mit offenen Armen aufnehmen und allen, die sich mir anschließen, einen guten Sold und reichlich Kämpfe und Kriegsbeute zusichern.«

Da ergreift Kezia wieder das Wort: »Ihr habt eine lange Reise durch die Wüste hinter euch und müßt daher sehr müde und fast verdurstet sein. Die Schenke, die wir früher immer besucht haben, hat immer noch das beste

Bier diesseits von Gyre, und dem Wirt sind wir allemal willkommene Gäste.« Sie richtet es so ein, dass eine ihrer Kameradinnen ihren Dienst übernimmt — sie ist so etwas wie ein Unteroffizier der Stadtwache — und führt uns zu dem genannten Ort.

In der Schenke ist es kühl, und man stellt große, bis zum Rand gefüllte Bierkrüge vor uns auf den Tisch. Ich, die ich das Bier zurückweise, erhalte ein Zitronengetränk. Noch nie, so lange ich mich erinnern kann, hat mir etwas so köstlich geschmeckt. Nach den Entbehrungen der Wüste trinke ich, bis ich das Gefühl habe, ich würde überschwappen, stünde ich allzu hastig auf.

Wir kommen überein, die Kampfschulen von Rhadamuth zu durchstreifen, sobald wir uns ein wenig ausgeruht haben. Die Sonne hat den Zenit überschritten und wirft bereits längere Schatten, in deren Schutz das Gehen angenehmer ist. Beizun geht links und Kezia rechts von mir, zwischen den beiden fühle ich mich behaglich und zufrieden.

In der ersten Kampfschule, die wir besuchen, kann ich nur Frauen entdecken. Als ich die Leiterin der Schule nach Män-

nern frage, lacht sie mich aus und sagt: »Ich nehme nie männliche Schüler auf. Jede Hebamme und jede Mutter weiß, dass Männer eher sterben als Frauen. Mädchen sind zäher, solange sie klein sind, und stärker, wenn sie erwachsen sind.« Aus Männern, davon ist sie überzeugt, lassen sich beim besten Willen keine wirklich guten Kämpfer machen.

Das erscheint mir einleuchtend. Auf unserem Rundgang durch die Schulen stoßen wir auf eine Frau, die gewillt ist, in der Arena von Jemmok zu kämpfen, obwohl ihre Mutter und die Leiterin der Schule gleichermaßen entsetzt sind. Sie findet die Aussicht auf Gold und Edelsteine verlockend, und sie weiß, dass sich die Gladiatoren — wenn sie solange am Leben bleiben — in der Regel innerhalb von drei Jahren als reiche Menschen freikaufen. Sie ist bereit, drei Jahre ihres Lebens für diese Reichtümer aufs Spiel zu setzen.

Ich halte sie für eine Närrin, und ich sage es ihr.

»Aber du hast es doch auch getan«, begehrt sie verwundert auf.

»Ich hatte keine andere Wahl — außer der, Hure oder Gladiatörin zu werden. Aber du führst doch ein gutes Leben hier.«

»Dennoch wäre ich weder die erste noch die letzte Frau«, sagt sie, »die ihr Leben für Reichtum und Ruhm aufs Spiel setzt.« Ich weiß, dass sie recht hat, und finde keine Argumente mehr, sie von ihrem Entschluß abzubringen.

Weitere Frauen für die Arena finden wir nicht. Und auch keine, die bereit wäre, als Söldnerin für Reris Königreich zu kämpfen. Auf dem Weg durch die neun Kampfschulen der Stadt frage ich mich, ob den Männern hier der Gedanke an kämpfende Männer ebenso fremd ist, wie es für mich die Vorstellung von kämpfenden Frauen war, als Beizun zum erstenmal die Schicksalshallen betrat.

Wir beschließen, als Kezias Gäste die Nacht in der Unterkunft der Wachen zu verbringen.

NEUNTES KAPITEL

In der Unterkunft werden wir von Kezia und Reri erwartet. Reri ist außer sich vor Empörung über eine abwegige Geschichte, die sie in einer Schenke gehört hat.

»Diese Leute wollten uns weismachen, dass sich die Welt um die Sonne dreht«, erzählt sie und stößt ein höhnisches Gelächter aus. »Obwohl doch jeder Tölpel sehen kann, dass die Sonne am Morgen auf- und am Abend untergeht, sich also um uns drehen muß.«

Ich verstehe augenblicklich, um was es geht.

»Aber die Welt dreht sich wirklich um die Sonne«, erkläre ich ihr. »Ich kann es dir beweisen.« Daraufhin nehme ich eine Frucht vom Tisch und stecke eine Nadel hinein. »Siehst du, hier sind wir. Beizun, nimm diese Lampe ... du bist die Sonne«, bitte ich sie. Dann gehe ich langsam um sie herum und erkläre dazu: »Seht ihr, es sieht tatsächlich so aus, als würde die Sonne über der Welt auf- und untergehen, aber in Wirklichkeit ist es die Neigung der Planetenachse, die für Licht und Dunkelheit verantwortlich ist.« Ich nehme ein angekohltes Holzscheit aus der Feuerstelle und zeichne eine vereinfachte Darstellung der Sonne und der Umlaufbahnen ihrer Planeten auf den Boden. Von irgendwoher ist mir ein Modell in Erinnerung, an dem Sonne, Planeten und Monde sich endlos umeinander drehen. Ich weiß sogar den Namen, den man diesem Gerät gegeben hat: es heißt Planetarium, aber an mehr kann ich mich nicht erinnern. Wie kommt es, dass ich mich an ein so kompliziertes Gebilde erinnere, da mir nicht einmal mein eigener Name und meine Herkunft bekannt sind?

Reri starrt mich an und sagt: »Am Hofe meines Bruders war einmal ein Philosoph, der etwas Ähnliches behauptet hat. Wo hast du das gelernt?«

Plötzlich erinnere ich mich daran, als Kind in einem Raum inmitten anderer Kinder gesessen und zugesehen zu haben, wie ein Lehrer es uns, genau wie ich jetzt Reri und Kezia, mit

Hilfe einer Frucht und einer Kerze erklärt hat. Ich sage: »Es wurde mir als Kind zusammen mit anderen Kindern beigebracht.« Und ich spüre, wie wieder die alte Enttäuschung in mir aufsteigt: Warum kann ich mich nicht erinnern, wo und wie das geschah? Wie der Klang meines Namens *Bernstein* liegt es irgendwo in jener unbekannten Vergangenheit verborgen, vor dem Bersten des weißen Feuers, das mein Leben in ein *Jetzt* und ein *Vorher* gespalten hat.

Werde ich in Gyre endlich einen Schlüssel zu meiner unbekannten, unvorstellbaren Vergangenheit finden? Ich wage nicht, mir die Frage zu stellen, was aus mir werden soll, wenn es nicht so ist, wenn die peinigende Ungewißheit weiteranhält.

Wir beschließen, in zwei Tagen nach *Gyre* aufzubrechen. Wir müssen unsere Vorräte ergänzen und auf den Märkten von Rhadamuth eines unserer Reittiere, das trächtig ist, gegen ein kräftigeres eintauschen. Während wir damit beschäftigt sind, kommt eine Frau auf uns zu, die in dicke Umhänge und Schleier gehüllt ist. Sie wendet sich an Beizun.

»Gute Kriegerin, zieht Ihr in die Wüste?«

»Eine berechtigte Frage angesichts unserer Tiere«, entgegnet Beizun. »Aber unser Ziel ist Gyre, liebe Frau.«

»Darf ich Euch begleiten?« fährt die Fremde fort. »Wieviel Gold würdet Ihr dafür verlangen?«

Beizun wirft mir einen fragenden Blick zu. Ich nicke, und die Frau erklärt: »Ich muß unbedingt in die Stadt Gyre zu meinem Mann gelangen.«

»Es ist keine Frage der Bezahlung«, sagt Beizun zögernd. »Aber wir sind sehr in Eile. Seid Ihr imstande, einen anstrengenden Ritt auszuhalten?«

»Oh, ja«, versichert sie hastig. »Ich kann jedes Tempo mit halten, das Ihr verlangt.«

Die merkwürdige Art, wie sie während des Gesprächs unseren Blicken ausweicht, verrät mir, dass sie lügt. Ich frage mich, ob die Geschichte mit ihrem Mann eine Lüge ist, oder ob sie noch niemals im Sattel eines Reittieres gesessen hat.

Nun, wie dem auch sei, jetzt haben wir die Frau am Hals. Sie geht davon, um ihre Habe zu holen. »Ein Beutel«, ermahnt Beizun sie ernsthaft. »Wir können uns nicht mit allzuviel Gepäck belasten.« Die Frau, die ihr hinter den dichten Schleieren verborgenes Gesicht bislang noch nicht preisgegeben hat, nickt zustimmend.

Als wir Reri von ihr erzählen, schäumt diese vor Wut und schlägt vor, einen Tag früher im Morgengrauen aufzubrechen, um sie loszuwerden.

»Wer ist diese Frau überhaupt, und warum müssen ausgegerechnet wir sie mitnehmen?«

Wir wissen nichts von ihr als den Namen, den sie uns genannt hat: Mikhala. Ein ungewöhnlicher Name. Überdies machte die Frau einen unglücklichen, verzweifelten Eindruck.

»Beizun, das Schlimme mit dir ist, dass du zu weichherzig bist, immer diese kleine Schwäche für hübsche Mädchen. Hat sie besonders schöne Augen oder etwas dergleichen?«

»Und wenn schon«, gibt Beizun zurück, »was hättest du gesagt, wenn ich *dir* unsere Begleitung verweigert hätte?«

»Warum hättest du sie mir verwehren sollen?« fragt Reri mit dem gedankenlosen Hochmut einer Königin — die sie schließlich ja auch ist...

Die beiden streiten noch mindestens eine halbe Stunde lang, bis ich sie schließlich heftig zurechtweise.

»Hört jetzt endlich auf! Was macht es schon aus, wenn uns noch jemand begleitet? So sehr sind wir schließlich auch wieder nicht in Eile. Wenn es uns gelingt, die Kämpferinnen aufzutreiben, die Ifania haben will, kommt es auf zwei oder drei Tage mehr nicht an. Und so ist es auch völlig gleichgültig, wie gut oder wie schlecht diese Frau reitet. Warum also sollten wir ihr nicht dieselbe Freundlichkeit entgegenbringen, wie wir sie in einer vergleichbaren Lage auch selbst wünschen würden? Sie wird gute Gründe dafür haben, dass sie nicht mit einer Männerkarawane reisen will — oder habt ihr etwa schon vergessen, welches Glück wir mit diesen beiden sogenannten Leibwächtern hatten, die Ifania zu unserem Schutz angeheuert

hat?«

»Zadya hat recht«, stimmt mir Beizun zu. »Es wird uns immer noch Zeit genug bleiben, nach Gladiatorinnen für die Schicksalshallen und nach Söldnerinnen zur Rückeroberung deines Königreiches zu suchen. Eine wahrhaft philosophische Haltung ist es indessen, anderen zu geben, was wir uns auch für uns selbst wünschen.«

»Das würde ich von unseren Leibwächtern aber nicht sagen . . .« hält Reri uns vor. »Sie planten, mit uns zu tun, was *sie* sich wünschten. *Unser* Wunsch, in Ruhe gelassen zu werden, blieb völlig unbeachtet.« Aber ich entgegne ärgerlich: »Sie ist nur eine kleine Frau, und anscheinend noch dazu ziemlich pummelig — ich bezweifle, dass sie überhaupt in der Lage ist zu kämpfen. Und wenn doch, dann kann ich, die ich die Kleinste von uns dreien bin, sie mit einer Hand zerquetschen, ohne auch nur in Atemnot zu geraten.«

Derart zurechtgewiesen, zuckt Reri die Achseln und sagt: »Also gut, meinewegen . . . Aber wenn sie von mir erwartet, dass ich ihr Gepäck trage oder drei Dutzend Koffer anschleppt, die wir bewachen sollen, dann . . .« Sie spricht die Drohung nicht mehr aus.

Aber als wir uns am nächsten Tag am Stadttor treffen, wartet Mikhala bereits mit einem kräftigen, gutgenährten Reittier auf uns. Sie hat nur ein einziges Gepäckstück dabei, das sich, als ich es anhebe, so anfühlt, als enthielte es nur Kleidungsstücke . . . mehr Kleider allerdings, als eine kleine Frau, meiner Meinung nach, auf einer solchen Reise tragen kann. Aber wer bin ich, darüber zu richten? Meine Garderobe besteht lediglich aus einigen wenigen Kampftuniken, die ich in der Arena trage, und Beizun besitzt auch nicht viel mehr.

Unter dem schweren Reitumhang, in den Mikhala sich eingehüllt hat, sehe ich etwas wie kostbare Seide hervorschimmern, und mir kommt der Verdacht, dass sie unter dem Umhang ebenso vornehm gekleidet ist wie meine Herrin Ifania selbst. Das kommt mir seltsam vor auf einer Reise in ein unbekanntes Land.

Ich wünschte, ich hätte den Mut, wie Reri bequeme Männerhosen und Stiefel zu tragen. Im Gegensatz zu dem Weg, der in die Wüste führt, ist diese Straße gut ausgebaut und gepflastert und so breit und eben, dass ein Eselsgespann mit einem vierrädrigen Karren darauf bequem Platz finden würde. Und tatsächlich stoßen wir, noch bevor der Tag zu Ende geht, auf eines dieser Gefährte. Es rumpelt unter wahrem Gewitterlärm dahin und kommt dabei so langsam voran und nimmt soviel von der Straße ein, dass wir gezwungen sind, hinterherzutrotten, bis wir eine Stelle erreichen, an der die Straße etwas verbreitert ist. Dort können wir das Fuhrwerk überholen.

»So reisen Damen höheren Standes«, sagt Mikhala mit einem leichten Schauder. »Nicht auszudenken! Allein die Vorstellung, ich wäre eine Dame und müßte in einem solchen Kasten reisen, der einem die Lunge aus dem Leib rüttelt. . .«

Ich kann mir auch nicht vorstellen, an einer solchen Fortbewegungsart Gefallen zu finden, aber da ich mich nicht erinnern kann, je in einem solchen Gefährt gereist zu sein, kann ich nichts weiter dazu sagen. Jedenfalls haben wir das Fuhrwerk rasch hinter uns gelassen, und schon nach wenigen Minuten ist es außer Sichtweite. Aber da ist irgend etwas, das meine Erinnerungen aufwühlt. Wahrscheinlich bin ich tatsächlich nie in einem Eselskarren gefahren, doch mein Gedächtnis narrt mich mit der Erinnerung an ein fensterloses Gefährt, in dem das Gefühl des Gefangenseins noch viel stärker ist, als es in so einem Karren sein kann. Erinnerungsfetzen aus jener geheimnisvollen Zeit, bevor die Explosion und das weiße Feuer mein Leben entzweiriß, tauchen an die Oberfläche meines Bewußtseins. Ich fürchte mich fast davor, es Beizun gegenüber zu erwähnen; doch als wir in dieser Nacht im Zelt liegen, schmiege ich mich dicht an sie und flüstere ihr meine Befürchtungen ins Ohr: Ich ahne, dass ich mein Gedächtnis in Gyre nicht wiederfinde, ja, dass ich es überhaupt nirgendwo finde.

Sie streichelt mich beschwichtigend, und ich vertraue ihr meine größte Angst an: Ist es möglich, dass ich die Sklavin eines Mannes bin, der sich meines Körpers bedient, als wäre

ich eine Hure?

»Ist der Gedanke an einen Mann so schrecklich für dich, meine liebe Zadya?« fragt sie mich sanft. Und ich erinnere mich daran, wie es mir auf meiner ersten Reise durch die Wüste ergangen ist, klammere mich zitternd an sie und habe nicht einmal die Kraft, ihr meine Angst mitzuteilen.

»Aber du mußt nicht so ängstlich sein«, sagte sie. »Die Männer tun dir jetzt nichts mehr. Die meisten Männer finden ohnehin kein Vergnügen an einer widerstrebenen Frau. Es war großes Pech, dass du bisher nur schlechten Männern begegnet bist. Die meisten Männer sind freundlich und ungefährlich, mein Liebes.«

Es fällt mir schwer, ihr zu glauben.

»Wenn es so ist«, entgegne ich herausfordernd,

»Warum suchst du dir deine Geliebten unter den Frauen?«

Sie lacht und muß zugeben, dass sie darauf keine Antwort weiß. »Aber ich war immer anders als andere Frauen«, meint sie schließlich. »Die meisten Frauen beklagen sich eher darüber, dass die Männer sie vernachlässigen oder ihnen mit Gleichgültigkeit begegnen, und freuen sich über ihre Aufmerksamkeiten. Und wenn du, sei es als Sklavin oder als Gemahlin, zu einem Mann gehörst, wirst du vielleicht auch dein Verlangen nach ihm entdecken..«

Die Vorstellung, einen Mann zu begehrn, erscheint mir noch fremder und erschreckender als die, von einem Mann gegen meinen Willen genommen zu werden, wie es mir widerfahren ist. Dieser Widerwille ist so sehr Teil meines Lebens geworden, dass mir der Gedanke, es könne anders sein, als vollkommen unvereinbar mit meiner Persönlichkeit erscheint.

Seitdem wir Rhadamuth hinter uns gelassen haben, weicht die Wüste immer mehr zurück, und ich beobachte erstaunt die Veränderung der Landschaft. Wir befinden uns jetzt in einer gebirgigen Gegend. Ein Berg folgt auf den anderen, jeder ein wenig höher als der vorhergehende, und manchmal erkennen wir, wenn wir auf dem Gipfel angelangt sind, in ganz weiter Ferne ein gewaltiges Hochgebirge. Ich frage mich, ob dieses

wunderschöne Hügelland zu Gyre gehört und ob meine unbestimmte, drängende Sehnsucht und Bewunderung daher röhrt, dass es die Höhenzüge meiner Heimat sind. Reri und Beizun finden den Anblick jedenfalls abweisend und bedrückend; die hohe, zerklüftete Gebirgskette am fernen Horizont löst in ihnen alles andere als beglückende Gefühle aus.

Die Straße, auf der wir dahinreiten, ist aus schweren Steinquadern gebaut, und irgendwann einmal frage ich mich, wer sie angelegt hat.

Menschen, die viele, viele Jahre vor uns kamen, erklärt mir Beizun, ein Volk der Vorzeit, das das ganze Land zwischen Rhadamuth und Gyre eroberte und ein großes Reich errichtete. Das klingt irgendwie vertraut, obwohl ich mich an den Namen, den sie mir nennt, nicht erinnern kann.

Der gute Zustand der Straße bekommt den Reittieren wohl, und wir kommen schnell voran. Allerdings erweisen sich Beizuns Befürchtungen bald als gerechtfertigt: Mikhala reitet miserabel und bleibt manchmal so weit zurück, dass wir befürchten müssen, sie aus den Augen zu verlieren. Dennoch ist sie eine muntere Reisegefährtin. Ich frage mich nur, wie sie es in diesem schweren Reitmantel aushält, der keineswegs über ihre Kleinheit und Korpulenz hinwegtäuschen kann. Mir selbst macht die Hitze immer noch schwer zu schaffen, und ich entkleide mich — ebenso wie Beizun — bis auf eine ganz dünne Tunika, gibt es hier doch keine Männer, die uns sehen und durch unseren Anblick erregt oder verführt werden könnten. Von Zeit zu Zeit halte ich mich an Mikhalas Seite und ermutige sie, durchzuhalten, und ich sehe, dass ihr Gesicht unter der großen Kapuze, die sie vor der Sonne schützt, gerötet ist. Der Schweiß läuft ihr in Bächen über die Wangen. Aber selbst, als ich sie direkt dazu auffordere, weigert sie sich, den Umhang abzulegen.

Von sich selber erzählt sie mir kaum etwas — nur, dass sie nach in Gyre zu ihrem Mann will, der, wie sie sagt, Zimmermann ist und Möbel für die Märkte baut. Ihm gehört eine kleine Werkstatt unweit der Stadtmauer. Ich frage, warum er sie

allein in Rhadamuth gelassen hat, und sie erzählt mir, ihre Schwester sei Söldnerin bei der Stadtwache. Weder mir noch Beizun erklärt sie, warum sie sich entschlossen hat, ausge-rechnet in dieser heißen Jahreszeit die Reise zu unternehmen. Des Nachts schläft sie stets in ihrem eigenen Zelt, obwohl wir ihr angeboten haben, das unsere mit ihr zu teilen, um ihr die Mühe des Auf- und Abbauens zu ersparen, doch sie lehnt das Angebot mehr als einmal ab. Schließlich gelange ich zu der Überzeugung, dass sie daran Anstoß nimmt, dass Beizun und ich uns lieben - obwohl es mir nicht in den Kopf will, warum eine Frau aus Rhadamuth so denken sollte.

Am vierten Tag unserer Reise kommen wir an einen breiten Fluß. Es ist deutlich zu erkennen, dass dieselben Menschen, die einst die Straße anlegten, auch eine Brücke darüber gebaut hatten, denn die mächtigen, steinernen Stützpfeiler und einige Überreste der Verbindungsstücke sind noch vorhanden. Da-zwischen jedoch, zwischen den Steinbögen auf unserer und denen auf der gegenüberliegenden Flußseite, klafft eine gewal-tige Lücke. Es ist ein wilder, reißender Strom, und ich frage mich, warum die Brücke nicht erhalten und gewartet worden ist. Als ich Beizun frage, erklärt sie mir, dass auf der anderen Seite des Flusses der Dschungel beginnt. Der Fluß sei die Grenze von Rhadamuth, und viele Jahre lang hätten die Frauen von Rhadamuth die Brücke bewacht. Die Dschungelbewohner aber fürchteten die Kämpferinnen und schleppten die Steine schließlich zum Bau ihrer Häuser davon — und hofften dabei, zwei Riegen mit einer Klappe zu schlagen: Mochte es dem Volk von Rhadamuth doch auf diese Weise erschwert werden, den Fluß zu überqueren.

»Und wie soll uns das gelingen?«

»Etwas weiter unten gibt es eine Furt«, sagt Beizun und deu-tet auf eine Stelle, wo die befestigte Straße in einen von tiefen Wagenspuren genarbten und ausgetretenen Pfad übergeht, der flußabwärts führt. Wir folgen diesem Weg und erreichen schließlich die Furt; dort ist der Fluß so flach, dass die Tritt-steine nur wenig unter der Wasseroberfläche liegen.

Ich verstehe nicht recht, warum man die Brücke nicht an dieser Stelle gebaut hat, doch Beizun versichert mir, dass der Fluß seinen Lauf seit der Zeit, da die Erbauer der Straße hier herrschten, mehr als einmal geändert hat.

»Seid vorsichtig«, ermahnt sie uns, »die Furt ist nicht so ungefährlich, wie sie aussieht. Es gibt tiefe Strudellöcher, in die ihr hineinfallen könnt, wenn ihr von einem der Trittsteine abrutscht. Außerdem ist an manchen Stellen Treibsand. Am besten bleiben wir auf den Tieren sitzen. Sie werden festen Halt unter den Füßen suchen, und wenn sie dennoch einmal in tiefes Wasser abrutschen, so können sie schwimmen. Gerne tun sie es allerdings nicht, und trieben wir sie gleich ins tiefen Wasser, so würden sie gewiß bocken.«

Sie blickt sich nach allen Seiten um, ob uns auch wirklich keine fremden Augen beobachten, dann streift sie ihre Tunika ab. »Die Haut trocknet schneller als meine Kleider«, sagt sie erklärend, indem sie die Tunika in die kleine Satteltasche stopft, in der sie ihre persönliche Habe aufbewahrt.

Ich folge ihrem Beispiel, und nach kurzem Zögern zieht auch Reri sich aus. Nur Mikhala bleibt in ihren schweren Reitmantel gehüllt. Mir scheint, sie müsse jeden Augenblick ersticken. Reri, die unsere kleine Karawane anführt, gibt ihrem Reittier einen Klaps auf den Kopf, worauf es zögernd und ungeschickt in den Fluß steigt und sich von Trittstein zu Trittstein voranztastet. Ein Stück weit vom Ufer entfernt rutscht es ab und fällt in ein tiefes Loch. Reri wird über seinen Kopf ins Wasser geschleudert.

Jetzt erst wird mir klar, warum es von Vorteil war, alles auszuziehen: Unbehindert von durchnäßter Kleidung, taucht Reri prustend auf, hält sich, mit den Füßen tretend, an der Wasseroberfläche, ergreift den Zügel ihres Tieres und zieht sich unbeschadet wieder in den Sattel.

Durch ihr Beispiel vorgewarnt, bin ich äußerst wachsam, kann aller Vorsicht zum Trotz aber nicht verhindern, dass auch ich über den Höcker meines Tieres geworfen werde und in dem Fluß, dessen Wasser einen leichten Torfgeschmack hat,

untertauche. Augenblicklich kämpfe ich mich wieder an die Oberfläche und fasse nach dem Sattelknauf. Zu meinem Erstaunen entdecke ich, dass ich schwimmen kann. Beizun ist die einzige, die das andere Ufer erreicht, ohne ein unfreiwilliges Bad zu nehmen.

Mikhala hält sich mühsam aufrecht, während ihr Tier sich mit unsicheren Schritten über die Steine vorwärtstastet, und die Reiterin hat Mühe, das Gleichgewicht zu bewahren. Sie hat offensichtlich keinerlei Übung. Und schon verliert sie den Halt und wird von ihren schweren, hinderlichen Kleidern in die Tiefe gezogen. Ich erwische sie gerade noch rechtzeitig, bekomme den Aufschlag ihres unförmigen Mantels zu fassen und ziehe die spuckende und prustende Mikhala heraus. Das Wasser läuft in Strömen aus dem Stoff ihres Gewandes, so dass ich am liebsten die ganze Frau packen und mitsamt ihren Klamotten auswringen würde. Nun ist es auch dem Einfältigsten klar, wie unsinnig, ja gefährlich solche Kleidung bei dieser Hitze in der Wildnis ist, doch Mikhala bleibt stur und weigert sich selbst dann noch, sie abzulegen, als ich ihr eine meiner eigenen Tuniken anbiete.

Wir erreichen nach einigem Hin und Her das Dschungelufer des Flusses, und Rhadamuth liegt hinter uns. Mikhallas Kleider trocknen trotz der Hitze, die im Dschungel herrscht, nicht; die Luftfeuchtigkeit ist so hoch, dass das Wasser nicht verdunsten kann. Ich schlüpfe in meine dünne Tunika und biete ihr noch einmal trockene Kleider an, und wieder weist sie sie zurück. Ich beginne mich zu fragen, ob sie verrückt ist oder ob vielleicht irgendeine religiöse Überzeugung ihr verbietet, andere Kleider zu tragen als diesen Umhang. Vielleicht ist sie auch übertrieben schamhaft und fürchtet, wir könnten einen Blick auf ihren nackten Körper erhaschen. Aber selbst, als wir ihr vorschlagen, das Zelt aufzuschlagen, damit sie sich ungestört umziehen kann, wehrt sie höflich ab und bittet uns, nicht weiter auf sie zu achten.

Später am Tag bemerke ich, dass Mikhala zittert; es gibt, wie Beizun zu berichten weiß, ein Dschungelfieber, an dem sie,

nicht zuletzt durch den stundenlangen Ritt in nassen Kleidern, erkrankt sein mag. Doch als wir anhalten, um unser Nachtlager aufzuschlagen, versichert sie uns, dass alles in Ordnung sei.

»Ich mache mir Sorgen um sie«, sagt Beizun, während wir unser Zelt aufbauen. »Was, zur Hölle, ist mit dieser Frau nur los? Was hat sie nur?«

»Reine Dummheit«, entgegnet Reri. »Sie spinnt ganz einfach. Beachtet ihre Verrücktheiten einfach nicht.«

»Aber wenn sie krank wird, verlieren wir Zeit, weil wir sie, um der Menschlichkeit willen, pflegen müssen«, schimpft Beizun. »Und wir können es uns kaum leisten, Zeit zu verlieren.«

»Du warst es schließlich, die sie mitnehmen wollte«, gibt Reri aufgebracht zurück.

»Es war, rein menschlich, eine Selbstverständlichkeit«, erklärt Beizun. »Woher sollte ich wissen, dass sie so dumm ist?«

»Um der Menschlichkeit willen«, sagt Reri, »werde ich ihr einen Kräutertee kochen, der sie vielleicht vor Fieber schützt — wenn sie nicht sogar zum Trinken zu dumm ist. . .«

Reris Worte klingen härter als sie gemeint sind. Sie kocht den Tee, bringt ihn Mikhala und fordert sie auf: »Trink, er wird dich vor dem Fieber schützen, das du eigentlich verdient hast, nachdem du den ganzen Tag mit nassen, dampfenden Kleidern herumgeritten bist.«

»Oh, das ist wirklich sehr nett von dir«, sagt Mikhala erfreut.

»Aber du hättest dir keine Sorgen machen sollen.«

»Da hast du verdammt recht«, entgegnet Reri. »Nur — wenn du Fieber bekommst, müssen wir dich pflegen, du Närrin. Und wir können es uns nicht leisten, Zeit zu verlieren.«

Gehorsam trinkt Mikhala den bitteren Tee und verzieht erst, als sie den Becher zurückgibt, ein wenig das Gesicht.

Bald darauf baut sie ihr Zelt auf. Sie weist unsere Hilfe zurück, obwohl sie wissen muß, dass uns die Schwerfälligkeit ihrer Bewegungen und der Schweiß auf ihrem Gesicht auffallen. Die Sonne ist gerade untergegangen. Ich bleibe mit Beizun und Reri noch am Feuer sitzen, und gemeinsam sehen wir

zu, wie hinter dem verschlungenen Geäst der Bäume über uns die ersten Sterne aufblitzen. Dann kriechen wir in die Zelte, Reri allein in ihres, Beizun und ich zusammen in ein anderes. Während wir uns für die Nacht fertig machen, höre ich Mikhalas in ihrem Zelt stöhnen. Ich rufe ihr zu:

»Mikhala, bist du krank? Brauchst du etwas?«

»Nein, alles in Ordnung«, ruft sie mit gepreßter Stimme zurück. »Danke. Gute Nacht.«

»Schlaf gut«, rufe ich ihr noch zu, und sie murmelt etwas, das ich nicht richtig versteh. Ich mache es mir auf meinem Lager bequem, kann aber vor Hitze nicht einschlafen. Das Stöhnen in Mikhala's Zelt hört nicht auf, sondern geht mit der Zeit in heiseres Keuchen und Seufzen über.

Ich drehe mich um und versuche zu schlafen, aber die zerwärmenden Laute nehmen kein Ende. Dann ertönt plötzlich ein schriller Schrei, und Beizun neben mir richtet sich mit einem Ruck kerzengerade auf.

»Was in drei Teufels Namen — ?«

»Mikhala«, sage ich. Wieder ertönt ein Schrei.

Beizun ruft: »Mikhala?«

Gleichzeitig kommt Reris Ruf aus dem anderen Zelt: »Was ist los, Mikhala?«

Nach einem Augenblick antwortet sie mit gepreßter, bebender Stimme: »Nichts! Mir geht es gut. Laßt mich in Ruhe!«

»Ihre Stimme klingt, als wäre sie vom Teufel besessen«, murmelt Beizun, und als wieder ein so durchdringender Schrei ertönt, gibt es kein Halten mehr für uns; gemeinsam stürzen wir in ihr Zelt.

Im Schein einer winzigen Lampe sehen wir Mikhala zum ersten Mal ohne ihren Reitmantel. Und wir sehen jetzt auch, warum sie ihn in unserer Gegenwart nie abgelegt hat.

Mikhala windet sich am Boden, ihr Atem geht keuchend und stoßweise. Sie ist nackt, ihr Leib ist unförmig aufgetrieben. Beizun stößt einen leisen Fluch aus; natürlich hätte sich keine von uns darauf eingelassen, eine hochschwangere Frau auf eine solche Reise mitzunehmen, denn wir hätten alle genau

das befürchtet, was nun eingetreten ist...

Reri kniet bei ihr nieder und fragt freundlich: »Ist es lange vor der erwarteten Zeit?«

»Nur ein paar Tage«, stößt Mikhala hervor. »Ich war sicher, dass ich Gyre und — und meinen Mann noch rechtzeitig erreichen könnte.«

Erbost fährt Beizun sie an: »Du hättest in Rhadamuth bei deiner Schwester bleiben sollen, wenn sie nicht ebenfalls nur in deiner Einbildung existiert! War dir nicht klar, dass das Reiten den Beginn der Wehen beschleunigen kann? Und wenn es nicht das Reiten war, dann können unvorhersehbare Ereignisse wie dein Sturz heute vormittag dazu führen. Du kleine Närrin! Durch deine Unbedachtheit bringst du dein Leben und das Leben deines Kindes in Gefahr!«

»Wie groß ist die Gefahr?« fragt Mikhala.

»Warum fragst du mich? Ich bin keine Hebamme«, gibt Beizun erbost zurück. »Und Zadya ebensowenig.«

»Ich auch nicht«, sagt Reri. »Aber ich habe schon bei vielen Geburten zugesehen. Sag mir, Mikhala, ist das dein erstes Kind?«

»Nein, ich habe eine Tochter von vier Jahren. Sie ist bei meiner Schwester in Rhadamuth«, antwortet Mikhala. »Ihre Geburt war einfach, darum dachte ich, dass ich es diesmal ohne Hilfe schaffen könnte —«

»Genau das wirst du auch müssen, fürchte ich«, sagt Beizun, doch ihre Stimme klingt freundlicher als ihre Worte, und als Mikhala unter einem neuerlichen Ansturm von Schmerzen aufstöhnt, hält sie ihr tröstend die Hand.

In dieser Nacht gibt es Momente, in denen ich mich weit fort wünsche, um das unerbittliche Drama, das sich vor unseren Augen abspielt, nicht mit ansehen zu müssen. Die Nacht zieht sich endlos dahin; Mikhala keucht und stöhnt und wimmert, und manchmal stößt sie laute Schreie aus. Eine Stunde vor dem Morgengrauen bringt sie schließlich ein winziges, rotes, blutiges Wesen zur Welt.

Reri hebt das Kind auf und betrachtet es prüfend. »Eine

Tochter«, verkündet sie, dann bindet sie die Nabelschnur ab, schneidet sie durch und legt das Neugeborene Mikhala in die Arme.

»Eine Tochter«, wiederholt Mikhala. »Eine Kriegerin für Rhadamuth.« Entzückt beugt sie sich über das winzige, runzelige Gesichtchen, als zeichne es sich durch seltene Schönheit aus, und irgendein Gefühl sagt mir, dass das kleine, rote Gesicht für Mikhala tatsächlich wunderschön ist — so häßlich es mir, die ich nie Mutter war, auch scheinen mag.

Ich nehme das Kind widerstrebend in den Arm, hülle es in ein sauberes Stück Stoff, das wir aus einem Nachthemd geschnitten haben, und starre die kleine, greisenhafte Miene an. Wie seltsam, dass diese Knopfnase, diese winzigen Füße, von denen man sich kaum vorstellen kann, dass sie jemals groß genug sein werden, um einem Menschen den aufrechten Gang zu ermöglichen, dereinst vielleicht Mikhala aufs Haar gleichen werden . . .

Reri kehrt mit einer Tasse ihres Kräutertees für Mikhala zurück.

»Trink das und schlaf«, sagt sie. »Wir werden heute nicht Weiterreisen. Was hättest du eigentlich getan, wenn du dieses Kind heimlich geboren hättest, so wie du es dir vorgestellt hast? Wolltest du es gleich nach der Geburt erwürgen oder es vielleicht aussetzen und seinem Schicksal überlassen?«

»Bei allen Göttinnen, nein!« ruft Mikhala mit aufrichtiger Entrüstung und preßt das in zahlreiche Tücher gewickelte Bündel an ihre Brust. »Wofür hältst du mich?«

»Weiß der Himmel«, erwidert Reri. »Wenn du wirklich meinst, du könntest die Reise eine Stunde nach der Geburt fortsetzen, müßtest du aus Eisen sein!«

»Ich kann alles, wenn ich muß«, gibt Mikhala ärgerlich zurück, »und ihr habt ja keinen Zweifel daran gelassen, dass ihr in großer Eile seid.«

»Ich halte dein Handeln für äußerst töricht«, sagt Reri. »Andererseits kann ich dich für deinen Mut nicht tadeln. Und wir werden den Verlust eines Tages schon verkraften«, fügt sie

hinzu. »Trink jetzt und ruh dich aus.«

Mikhala nippt an dem Tee, reicht Reri die Tasse zurück und fällt, ihre Tochter an die Brust gedrückt, in den Schlaf der Erschöpfung. Leise schlüpfen wir aus dem Zelt und lassen Mutter und Kind allein.

ZEHNTES KAPITEL

Drei Tage später erblicken wir in der Ferne die Stadtmauer von Gyre. Mikhala ist noch etwas unsicher auf den Beinen, doch sie hat sich während der letzten beiden Tage tapfer im Sattel gehalten.

Seit dem Tag, an dem Hassim mir sagte, ich kämpfe wie eine Kriegerin aus Gyre, habe ich mich nach diesem Augenblick gesehnt. Ich war felsenfest davon überzeugt, die Mauern der Stadt auf den ersten Blick zu erkennen. Doch nun lüftet sich der graue Nebel, der Schleier aus weißem Feuer, der über meinem Leben liegt, beim Anblick dieser hochaufragenden Säulen aus hellrotem Stein nicht. Es sind einfach nur hohe Mauern und Säulen und Torflügel aus altem, geschwärztem Holz, die in bronzenen, mit Grünspan überzogenen Scharnieren hängen. Mit dem, was ich mir vorgestellt habe, verbindet sie nicht das geringste. Ganz im Gegenteil: Ich bin so gut wie sicher, dass ich sie noch nie zuvor gesehen habe.

Als wir die Stadt erreichen, ist es bereits dunkel, und wir schicken uns an, unser Nachtlager vor den Stadttoren aufzuschlagen. Mikhala indes besteht darauf, weiterzureiten. Sie hat uns noch immer nicht wissen lassen, warum sie nicht bei ihrer Schwester geblieben ist und gewartet hat, bis das Kind alt genug ist für diese Reise. Jetzt erzählt sie es uns, und ihre Züge verzerren sich dabei vor Zorn.

»Eine Freundin«, sagt sie, und ihr finsterer Blick verrät uns, dass sie das Gegenteil meint, »hinterbrachte mir, dass Kai sich eine andere Frau ins Haus geholt hat. Und er soll ja nicht darauf verfallen, das Gerücht zu verbreiten, ich hätte ihn verlassen!«

So setzen wir denn unseren Weg fort, während bereits der Mond am Himmel steht und die Sterne am Himmel erscheinen. Wir reiten durch das Stadttor von Gyre und durch die

dunklen Straßen, durch die Mikhala uns führt, bis wir vor einem kleinen Stadthaus mit einem eisenverstrebten Hofzaun die Tiere zum Stehen bringen. Als wir absteigen, beginnen zwei furchterregende Wachhunde, wütend zu bellen und kommen zähnefletschend auf uns zugestürzt. Dann, plötzlich, bleiben sie mitten im Lauf stehen, verstummen und streichen schließlich lammfromm um Mikhalas Beine herum, lecken ihr die Hände und springen an ihr hoch.

»Brave Hunde«, flüstert sie. »Pfeil, Tiger, meine Braven, schon gut.« Sie bedeutet uns, ihr durch ein großes Atrium zu folgen. In einem der Zimmer auf der anderen Seite des Innenhofes brennt Licht. Man hört Stimmen. Mikhala winkt uns, und wir folgen ihr.

In dem erleuchteten Zimmer steht ein Bett; Mikhala eilt auf den Mann und die Frau zu, die, vor sich eine Schale Obst, in dem Bett sitzen.

Der Mann blickt, sichtlich erzürnt über die Störung, auf. Dann erkennt er Mikhala, reißt erschrocken die Augen auf und stammelt einfältig: »Mikhala, ich dachte, du wolltest bei deiner Schwester bleiben . . .«

»Ja, das sehe ich, dass du das dachtest«, gibt sie zurück und nimmt eine drohende Haltung ein. »Und ich sehe auch, dass du meine Kusine in jeder Hinsicht mit offenen Armen aufgenommen hast. Wie freundlich von dir, Lana, dass du das Bett für mich warmhältst — ein Glück nur, dass ich nicht vier Tage früher gekommen bin, sonst wäre die Rückgabe meines Bettes noch viel dringlicher gewesen als jetzt. Hier -« Sie nimmt die Obstschale fort, zieht die Bettdecke beiseite und entblößt den Mann somit; er blickt hilflos von mir zu Beizun, dann zu Reri.

Mikhala legt ihm unsanft das eingehüllte Kind in den Arm. »Hier, Kai, nimm deine Tochter, mach dich mit ihr bekannt. Ich werde mich inzwischen um unseren — Gast kümmern.« Mit diesen Worten zieht sie nun auch der Frau — die ihr wahrhaftig verblüffend ähnlich sieht — die Decke fort. »Darf

ich dich bitten, mir mein Bett und meinen Mann zurückzugeben!«

Die Frau trägt ein mit hübschen Blumenmustern besticktes Nachtgewand. Mikhala streckt ihr hilfreich die Hand entgegen, als sie aus dem Bett klettert, packt sie dann aber am Kragen und sagt: »Dürfte ich mein Nachtgewand haben? Obwohl — nein, wenn ich es mir recht überlege, behalt es, Lana —« Sie zieht ihre Hand zurück. »Ich möchte mir nicht die Mühe machen müssen, den Geruch deines Parfüms herauszuwaschen.« Mikhala rümpft die Nase und bückt sich nach der Obstschale, die sie zuvor auf den Boden gestellt hatte. »Wie nett von dir, mir einen so hübschen, frischen Imbiß für die Nacht zu bereiten.« Sie nimmt eine Mangofrucht und beginnt sie zu schälen.

»Mikhala, hast du denn gar kein Schamgefühl?« murrt ihr Mann.

»Mir scheint, es ist wohl eher an *mir*, diese Frage zu stellen, wie?« gibt sie lachend zurück und klettert zu ihm ins Bett.

In diesem Augenblick fängt der Säugling an, laut zu schreien; Mikhala wendet sich ihrem Mann zu und nimmt ihm das Kind aus den Armen, dann macht sie die Brust frei, um es zu stillen. Das Weinen klingt ab, und Mikhala fordert, noch immer lachend: »Und nun schick diese Frau aus meinem Haus, bevor ich die Hunde auf sie hetze! Sie haben sich so gefreut, mich wiederzusehen, dass sie gewiß jeden, der mir hier nicht willkommen ist, mit großem Vergnügen davonjagen werden.«

Kai steigt aus dem Bett, rafft irgendein Kleidungsstück auf, um seine Blöße zu bedecken, und legt der Frau den Arm um die Schultern. »Lana, ich glaube, es ist besser, wenn du jetzt gehst —«

»Das ist allerdings besser«, ruft Mikhala lachend. »Diese drei Frauen mit den Schwertern sind meine Freundinnen.«

Lana wirft uns einen Blick zu und zuckt sichtlich zusammen, dann macht sie auf dem Absatz kehrt und stürzt aus dem Zimmer. Draußen erhebt sich wütendes Gebell, und Mikhala sagt: »Kai, geh lieber und ruf die Hunde zurück, bevor sie meine arme Kusine zerreißen.«

Beizun kann sich das Lachen nicht länger verbeißen; höhnisch stößt sie hervor: »Kommt, Freundinnen, wir lassen die beiden Turteltaubchen allein in ihrem gemütlichen Heim. Mikhala, wenn du je einen Platz unter meinen Kriegerinnen einnehmen willst, dann laß es mich wissen; du bist wahrhaftig so stark wie drei Frauen zusammen!«

Mikhala gibt lächelnd zurück: »Aber Beizun, ich bin keine Kämpferin, ich bin nur eine einfache Hausfrau.«

Reri kichert und sagt: »Wenn schon die Hausfrauen von Gyre so sind wie du, müssen die Kriegerinnen wahrhaft furchterlich sein.«

Als wir aus Mikhallas Haus treten, lachen wir noch immer so hemmungslos, dass wir uns kaum auf den Beinen halten können. Kai, der draußen wartet, um die Hunde im Zaum zu halten, findet etwas verspätet die Sprache wieder und sagt: »Ihr seid Mikhallas Freundinnen, Ihr habt sie durch die Wildnis hierhergebracht und Euch um sie gekümmert, als unser Kind geboren wurde . . . Können wir Euch nicht zumindest ein Lager für die Nacht anbieten?«

»Ich danke Euch«, entgegnet Reri, »aber ich finde, Ihr solltet es mit den Freundlichkeiten, die Ihr fremden Frauen erweist, nicht übertreiben.«

Er blickt so töricht und beschämtd drein, dass er mir fast leid tut. So schlecht kann er nicht sein, wenn Mikhala die Reise von Rhadamuth hierher unternommen hat, um ihr Recht auf ihn geltend zu machen. Aber im Augenblick sieht er wirklich zu albern aus.

Beizun sagt: »Die gleiche Hilfe hätten wir jeder Frau zuteil werden lassen, die ihrer bedurft hätte, Freund Kai. Seht zu, dass Ihr Eurer braven Gemahlin keine solchen Kränkungen mehr zufügt.«

Darauf verneigt er sich und stammelt: »Es war nicht so, wie Mikhala dachte . . .«

»Nein, das natürlich nicht«, unterrichtet Reri ihn. »Sicher habt Ihr das Weib wie ein verirrtes Hündchen in Euer Bett geholt, nur um sie von der Straße fernzuhalten.«

Wir reiten lachend davon, und er bleibt zurück, unendlich verlegen und mit hängenden Schultern.

»So«, sagt Beizun, »damit wäre dieses Kapitel unserer Reise wohl abgeschlossen. Nun müssen wir einen ehrbaren Gasthof für die Nacht finden, und morgen beginnen wir mit unserer Suche nach deiner Vergangenheit, meine liebe Bernstein, liebe Zadya; irgend jemand in dieser Stadt, daran habe ich keinen Zweifel, wird stolz darauf sein, zu verkünden, dass du zu ihm gehörst. Es hat im übrigen früher hier ein Gasthaus gegeben, deren Besitzerin die ältere Schwester einer Frau aus meiner Wachgruppe war. Dort war es sauber, und das Bier schmeckte nicht schlecht. Ich glaube, ich kann das Haus von hier aus finden, sofern es überhaupt noch existiert.«

Obwohl der Mond hoch am Himmel steht, ist es in den Straßen dunkel, und Beizun muß zweimal anhalten und einen Vorrügegenden nach dem Weg fragen. Zu guter Letzt finden wir dann das Gasthaus jedoch und bitten um ein Zimmer für uns drei und um einen Stallplatz für unsere Tiere. In dem Zimmer steht nur ein einziges Bett, und mir fällt unwillkürlich die Nacht ein, in der Beizun und ich das Bett mit unserer Herrin teilten. Heute wird nichts dergleichen geschehen, das weiß ich; Reri fühlt sich nicht körperlich zu Frauen hingezogen.

Und ich begehre sie, obwohl ich sie sehr bewundere, nicht als Geliebte. Mit Beizun ist das anders, wir waren uns vom ersten Augenblick unserer Beziehung nahe. Ich wünschte, wir wären allein, und verspüre unwillkürlich ein Gefühl der Abneigung gegen Reri. Als Reri eingeschlafen ist, zieht mich Beizun in ihre Arme wie ein Kind, und in enger Umarmung fallen wir in den Schlaf.

Als der Tag anbricht, haben wir zunächst eine kurze Auseinandersetzung darüber, was als erstes zu tun ist. Reri möchte sich auf die Suche nach Söldnern machen, Beizun und ich dagegen wollen erst die Kampfschulen durchstreifen und nach Kämpferinnen für die Arena von Jemmok suchen. Schließlich beschließen wir, uns zu trennen und dann am Abend beim Essen im Gasthaus die Geschichte unseres jeweiligen Erfolges

oder Mißerfolges zu erzählen.

Wir haben uns den Weg zu den größten Kampfschulen der Stadt erklären lassen. Jetzt, da die Stunde, von der ich glaube, dass sie für mich von entscheidender Bedeutung sein kann, so nahe gerückt ist, verliere ich meine Zuversicht und klammere mich an Beizuns Hand wie ein Kind auf dem Schulweg an seine Mutter.

Sie fragt mich: »Wann hast du mit den Kämpfen begonnen?«

Ohne zu zögern, antworte ich: »Ich habe meinen schwarzen Gürtel mit dreizehn bekommen.« Sie runzelt die Stirn und möchte wissen, was ein schwarzer Gürtel ist.

»Ein Abzeichen für besonderes Können in der Kunst des Kämpfens«, erklärt mich, aber an mehr kann ich mich nicht erinnern. Diese peinigende Art, wie die Erinnerungsfetzen kommen und gehen, ohne dass sich irgend etwas Konkretes damit in Verbindung bringen lässt, treibt mich schier zur Verzweiflung. Und doch ist auch dieses Bild deutlich in meinem Bewußtsein: Der schwarze Gürtel wird mir um die Taille gebunden, er wird mir von einem Mann umgebunden, und eine Reihe anderer Mädchen, die alle älter sind als ich, stehen in weißen Kampfanzügen dabei.

Aber ich kann kein einziges der Gesichter deutlich erkennen, kann mich an keinen Namen erinnern, außer an meinen eigenen, und selbst in diesem Punkte beschleichen mich neue Zweifel. Lautete mein Name früher wirklich >Bernstein<, oder ist das nichts als eine abwegige Einbildung?

Die Verwirrung, in die mich die neuerliche Erinnerung gestürzt hat, trübt meinen Blick, so dass ich kaum den Namen der Kampfschule entziffern kann, der auf einem Schild über der Tür steht. Wir treten ein. Die Herrin des Hauses kommt uns entgegen — eine große, breitschultrige Frau mit einem Gesicht wie ein Marmorblock. Sie begrüßt uns mit ausgesuchter Höflichkeit.

»Wie kann ich Euch helfen, meine Damen? Wenn Ihr Kampfunterricht nehmen wollt, ein Kurs für Anfänger beginnt beim kommenden Vollmond. Vielleicht habe ich zur Zeit ein

paar Plätze in den Kursen für Fortgeschrittene frei, aber um Euch dort unterzubringen, müßte ich Euer Können prüfen, und dazu habe ich heute und morgen keine Zeit. Sollte das aber tatsächlich Euer Begehr sein, so könnt Ihr in drei Tagen wiederkommen, denn dann wird eine Prüfung für Fortgeschrittene stattfinden.«

»Ich danke Euch«, entgegnet Beizun, »aber wir haben unsere eigene Lehrerin.«

»Was also . . .?« Die Frau ist immer noch sehr höflich, aber sichtlich ein wenig ungeduldig.

»Meine Frage kommtt Euch vielleicht seltsam vor«, mische ich mich in die Unterhaltung ein, »aber habt Ihr mich schon einmal gesehen?«

Sie betrachtet mein Gesicht lange Zeit prüfend, dann sagt sie: »Ich weiß es nicht. Euer Gesicht kommtt mir nicht völlig unbekannt vor, aber ich kann keinen Namen damit verbinden. Wie heißt Ihr?«

»In Jemmok werde ich Zadiek oder Zadya genannt«, erkläre ich leise. »Aber ich war in irgendeinen Unfall verwickelt und habe dabei das Gedächtnis verloren. Ich glaube, als Kind wurde ich Bernstein genannt.«

»Ihr habt das Aussehen einer Kämpferin«, sagt sie, »aber ich glaube, ich würde mich an einen so ungewöhnlichen Namen wie Bernstein erinnern. Nein, meine Liebe, es tut mir wirklich leid, aber ich erkenne Euch nicht.« Sie scheint es aufrichtig zu bedauern. »Warum glaubt Ihr, dass Ihr aus Gyre stammt?«

»In den Schicksalshallen hat man mir gesagt, dass mein Kampfstil dem der Frauen von Gyre ähnelt.«

»Es tut mir leid, ich wünschte, ich könnte Euch helfen«, sagt sie. »Eine meiner Schülerinnen hat mir vor ein paar Monaten erzählt, dass ihre Schwester verschwunden ist und dass ihre Familie Söldner angeheuert hat, die sie suchen sollen. Aber ich glaube nicht, dass sie ihre Suche auch auf Jemmok ausgedehnt haben. Sie hat mir ihre Schwester als klein und schlank, dunkelhaarig und braunäugig beschrieben, und das würde ja auf Euch zutreffen. Vielleicht solltet Ihr sie einmal aufsuchen.«

Ich erkundige mich noch nach allen möglichen Einzelheiten, bis sie schließlich sagt, sie müsse wieder zu ihren Schülerinnen zurück. Sie beschreibt uns den Weg zum Haus der Schülerin, deren Schwester vermißt wird, und mich überfällt von neuem die Erregung meines Tagtraums. Ich werde das Haus betreten, und man wird augenblicklich die Schwester und Tochter in mir erkennen . . . Vielleicht liege ich in wenigen Minuten in den Armen meiner Mutter. Aber warum erinnere ich mich nicht daran, dass ich eine Schwester gehabt habe . . . ?

Das Haus ist groß und vornehmer als das Anwesen Mikhalas, und als wir hineingeführt und gebeten werden, auf die Dame des Hauses zu warten, kommt mir alles vollkommen unbekannt vor. Mein Herz schlägt so heftig, dass ich fürchte, es könne mir die Brust sprengen. Werde ich gleich in den Armen meiner Mutter liegen?

Wenig später betritt eine stille, ganz in Grau gekleidete Dame den Raum. Spontan gebe ich Beizun mit einer Geste zu verstehen, wie enttäuscht ich bin. Ich habe diese Frau noch nie im Leben gesehen.

Stockend und nach Worten ringend erkläre ich ihr unser Anliegen. Freundlich sagt sie: »Armes Kind!« und streicht mir übers Haar. »Meine Lillia war älter als Ihr, und ihr Haar war nicht annähernd so dunkel wie das Eure. Und Ihr könntt Euch an gar nichts erinnern? Wann seid Ihr in die Arena gekommen?«

»Im Winter.«

»Im Winter war Lillia noch hier bei uns«, erklärt sie. »Sie ist Anfang des Frühjahrs davongelaufen — oder verschleppt worden. Wir haben sie überall gesucht. Mein Herz erfüllte sich mit Hoffnung, als man mir Euren Besuch ankündigte. Armes Kind, ich kann Euch nicht sagen, wie sehr ich mir wünschen würde, Ihr wäret meine heimgekehrte Tochter.« Wieder streicht sie mir übers Haar. »Ich sehe, dass Ihr viel Leid ausgestanden habt. Ich hoffe, Ihr findet Eure Familie.«

Die Enttäuschung macht mich ganz krank. Nur allzu bereitwillig hätte ich in dieser gütigen Frau meine Mutter, in diesem

Haus mein Heim erkannt. Jetzt beginne ich mich zu fragen, ob jemals ein Mensch Anspruch auf mich erheben wird oder ob ich den Rest meines Lebens mit der rastlosen Suche nach meiner verlorenen Vergangenheit verbringen werde.

Hinter mir schreit jemand auf. »Lillia!« Ich drehe mich um und sehe ein weißgekleidetes Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren vor mir. Ihr Gesicht nimmt einen Ausdruck tiefer Traurigkeit an.

»Nein«, sagt sie, »Ihr seid nicht meine Schwester, wenn Ihr ihr auch in Gestalt und Haarfarbe sehr ähnelt.«

»Fast dachte ich es auch«, fällt die ältere Dame ein. »Auch ich habe gehofft, als ich sie sah. Aber nein, wir dürfen uns nichts vormachen. Lillia ist wahrscheinlich tot, und wir werden nie erfahren, was geschehen ist.«

»Und wir können sie nicht einmal betrauern«, fügt das Mädchen leise hinzu.

Die Mutter wendet sich wieder an mich: »Ich möchte gerne etwas für Euch tun«, sagt sie. »So wie ich hoffe, dass auch Lillia Freunde findet, sollte sie in der Fremde nach Ihrer Familie suchen müssen. Wollt Ihr mit Eurer Gefährtin für die Dauer Eures Aufenthaltes in Gyre bei uns wohnen?«

Beizun wirft mir einen fragenden Blick zu. Ich nicke, und Beizun nimmt die Einladung an, erklärt aber, dass wir an diesem Abend noch in unser Gasthaus zurückkehren müssen, um mit unserer Reisegefährtin zu sprechen.

»Und wenn Ihr irgendwo auf Euren Erkundigungsgängen etwas von meiner kleinen Lillia hört, so sagt ihr, dass ich sie liebe und jeden Tag ungeduldig auf ihre Rückkehr warte. Wollt Ihr das für mich tun?« Es ist eine innige Bitte. Ich verspreche es ihr, und sie umarmt mich zum Abschied.

Den Rest des Tages bringen wir damit zu, die Kampfschulen der Stadt zu durchstreifen, und tatsächlich finden wir vier Frauen, die ganz versessen darauf sind, in der Arena von Jemmok zu kämpfen. Aber nirgendwo höre ich von einer Familie, die eine Tochter namens Bernstein vermisst, noch bringe ich irgend etwas über ein Mädchen in Erfahrung, das je diesen

Namen getragen hätte.

Wieder im Gasthaus, werden wir darüber in Kenntnis gesetzt, dass Reri bereits sieben Söldnerinnen angeheuert hat, die bereit sind, ihr in ihr Königreich zu folgen. Nun fragt sie jede einzelne unserer zukünftigen Gladiatorinnen, ob diese ihren, Reris, Kampf unterstützen will. Nur eine willigt ein.

»Hättet Ihr mich als erste angesprochen, so hätte ich es jedenfalls vorgezogen, mit Euch zu ziehen und Euch bei der Rückeroberung Eures Königreiches zu helfen«, erklärt sie Reri und wendet sich dann an uns: »Warum begleiten wir Reri nicht erst einmal gemeinsam? Wenn wir ihr geholfen haben, ihren Thron zurückzuerobern, ist immer noch reichlich Zeit für die Arena.«

Beizun pflichtet ihr begeistert bei. Ich bin mir nicht sicher, ob das wirklich richtig ist. Woher sollen wir wissen, wie lange die Rückeroberung der Stadt dauern wird? Und wird es unsere Herrin Ifania nicht erzürnen, wenn wir unser Leben für einen anderen Zweck aufs Spiel setzen als für den in ihren Diensten? Aber ich werde überstimmt. Reri erklärt, dass sie mit den Söldnerinnen und den Gladiatorinnen zusammen über den wichtigsten Teil ihres Heeres verfügt. Wir beschließen, dass wir am nächsten Tag alle gemeinsam die Vorräte für den Eroberungsfeldzug besorgen.

Der Gedanke, Gyre so bald wieder verlassen zu müssen, behagt mir nicht. Ich habe die Suche bislang mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln durchgeführt, doch ist es ein Ding des Unmöglichen, von Haus zu Haus zu gehen und mich in jeder Familie danach zu erkundigen, ob eine Schwester oder Tochter vermisst wird.

Beizun ist außer sich vor Erregung; sie freut sich auf den Kampf. Ich sehne mich nicht nach Krieg; vielmehr hätte ich es vorgezogen, mich auf den Kampf in der Arena zu beschränken. Aber ich finde keine Worte, Beizun das zu erklären. Sie scheint der festen Überzeugung zu sein, dass mir die Schlacht genauso viel Freude machen wird wie ihr.

Am späten Abend des nächsten Tages sind wir zum Aufbruch bereit. Ich suche ein letztes Mal Lillias Mutter auf, um mich

von ihr zu verabschieden, und sie besteht darauf, mir ein kurzes Schwert zu schenken, das ihrer vermißten Tochter gehört hat. Dann empfiehlt sie mich dem Schutz aller ihr bekannten Götter und Göttinnen.

Als wir aus der Stadt hinausreiten, brüte ich, krank vor Enttäuschung, stumm vor mich hin. Ich habe nicht die geringste Ahnung, wo ich als nächstes suchen, wohin ich mich wenden soll. Zwar war auch in Gyre der Name Bernstein unbekannt, doch kam mir der Dialekt der Menschen dort seltsam vertraut vor — ich weiß nicht, warum; es war wie eine Sprache, die ich vor langer Zeit gekannt habe und jetzt von neuem erlerne.

Wieder reiten wir durch den Dschungel; unsere Tiere trotten langsam dahin, ihr Hufe versinken im Schlamm. Dann durchqueren wir die Furt, kämpfen uns durch die höllische Hitze des Regenwaldes und nehmen schließlich in Reih und Glied Aufstellung vor den Toren der Stadt.

Dort schreit Reri ihre trotzige Herausforderung laut hinaus: »Überbringt meinem Bruder, diesem Thronräuber, die Botschaft, dass er in drei Tagen hier an dieser Stelle zum Zweikampf gegen mich antreten soll. Der Sieger wird Herrscher über die Stadt sein. Und wenn er nicht zum Kampf erscheint, werde ich in die Stadt kommen und sie mir nehmen.«

Eine klare Tenorstimme dringt von der Höhe der Stadtmauer zu uns hinunter.

»Reri, meine Schwester, du bist noch immer die gleiche Maulheldin wie in unseren Kindertagen! Ich bin ganz und gar nicht der Meinung, dass du eine bessere Herrscherin bist als ich, nur weil du die Fähigkeit hast, Soldaten um dich zu scharen oder mich im Zweikampf zu besiegen.«

»Ich bin zum Herrschen bestimmt«, ruft Reri ihm zu. »Ich habe die Heere dieser Stadt dreimal in die Schlacht geführt!«

»Und ich habe der Stadt drei Jahre lang den Frieden bewahrt«, gibt er zurück. »Laß das Volk entscheiden, ob es eine Herrscherin des Krieges oder einen Herrn des Friedens wünscht!«

»Was hat das Volk damit zu tun? Warum soll es irgend etwas

entscheiden? Es gibt immer mehr Feiglinge als ehrenhafte Soldaten. Abgesehen davon hat das Volk gar nichts zu sagen, da das Gesetz von altersher bestimmt, dass das älteste Kind des Königs die Regierung übernimmt. Du hast mich daran gehindert, meinen rechtmäßigen Platz einzunehmen, Bruder.«

Dann erhebt sich unter den Menschen der Stadt ein großes Geschrei, und wir können die Stimmen einzelner nicht mehr unterscheiden.

»Wer hat denn so etwas schon gehört? Das Volk soll seine eigenen Herrscher wählen!« murmelt Reri vor sich hin. »Gesetz ist Gesetz, und es muß befolgt werden. Die Götter haben bestimmt, dass das älteste *Kind*, nicht etwa der älteste *Sohn*, Herrscher sein soll.«

Mir erscheint es ganz vernünftig, die Leute selbst darüber entscheiden zu lassen, ob sie von einem friedliebenden Mann oder von einer kriegerischen Frau regiert werden wollen; sowohl für Beizun als auch für Reri scheint dieser Gedanke dagegen völlig abwegig zu sein.

Schließlich veranlaßt uns ein lauter Ruf, nach oben zu schauen, und wir erblicken einen jungen Mann, der auf der Mauer steht. Rufe ertönen, die Namen >Kerrak!< und >Reri!<. In die darauffolgende Stille hinein fragt Kerrak: »Wirst du in die Stadt kommen, um dich mit mir zu beraten, meine Schwester?«

»Im Gegenteil, ich fordere dich auf, herauszukommen und zu kämpfen, mein Bruder. Denn wenn ich die Stadt betrete, dann wissen die Götter, wann und ob ich sie wieder verlassen werde.«

»Und wenn ich hinauskomme, um mit dir *zu* kämpfen, weiß ich genau, dass ich meine Stadt nicht mehr lebend betreten werde«, gibt Kerrak zurück. »Warum also sollte ich mit dir kämpfen?«

»Um den Menschen der Stadt zu beweisen, dass du kein Feigling bist«, ruft Reri zu ihm hinauf.

»Aber ich *bin* doch ein Feigling«, erklärt Kerrak ungerührt. »Ich sehe keinen Grund, etwas anderes zu sein, solange wir

uns nicht im Krieg befinden.«

»Schande über dich«, brüllt Reri. »Betrachte dich ab sofort als belagert, denn ich werde auf meinen rechtmäßigen Anspruch auf die Stadt niemals verzichten.«

Nach kurzem Nachdenken gibt Kerrak zurück: »Ich werde nicht gegen dich kämpfen. Ich gebe freiwillig zu, dass du mich im Zweikampf mühelos besiegen kannst; das ist schon so seit meinem achten Lebensjahr. Aber es soll so sein: Wenn du die Stadt haben willst, mußt du kommen und sie dir nehmen.«

Nach diesen Worten springt er von der Mauer herunter und ist unseren Blicken entchwunden.

Reri blickt zu der Stelle hinauf, an der ihr Bruder gerade noch gestanden hat. »Und so *einer* will den Platz meines Vaters einnehmen und über die Stadt herrschen!« murmelt sie. »Das Volk fürchtet ihn nicht einmal, wie es sich gehört. Er hat sich bei den Leuten eingeschmeichelt und will die Entscheidung dem Pöbel überlassen! Ich schäme mich, dass er vom selben Blut ist wie ich!« Mit einem Ruck hebt sie den Kopf. »Also, meine Kriegerinnen, wollt ihr mir folgen? Es bedarf keines Kampfes, weil er alle Waffen aus der Stadt verbannt hat. Wenn wir ein paar strategisch wichtige Punkte besetzen, werden wir keinerlei Schwierigkeiten haben, allenfalls bei der Ergreifung meines Bruders.«

Sie kniet auf der Erde nieder, nimmt einen langen Stock zur Hand und zeichnet einen Plan in den Sand.

»Dort befindet sich das nördliche Stadttor; wir sind hier am Südtor. Ihr sieben — damit deutet sie auf die sieben Söldnerinnen aus Gyre — »reitet um die Stadt herum zum Nordtor und stürmt es. Zadya, hier ist der Palast; du und Beizun, ihr kommt mit mir. Hier sind die Getreidespeicher und der Haupttempel.« Sie sieht die Frauen aus den Kampfschulen von Gyre an. »Die übernehmt ihr. Ihr haltet die Stellung, bis ich euch wissen lasse, dass sich die Stadt in unseren Händen befindet. Habt ihr verstanden?«

Sie nähert sich dem Tor, und ich spüre denselben Krampf im Magen wie bei meinem ersten Kampf in der Arena. Das hier

ist kein Spiel; es ist Wirklichkeit, und wenn auch die Menschen in der Stadt unbewaffnet sind, so weiß ich doch, dass sie uns Widerstand leisten werden. Ich halte nicht viel von einer Politik, die den Bürgern das Tragen von Waffen verbietet; man kann nicht jedes Fleischermesser, jede Mistgabel und jeden Hirtenstab aus einer Stadt verbannen.

Reri wirft ein Seil, an dessen Ende ein Haken befestigt ist, über die Mauer und schiebt sich Handbreit um Handbreit hinauf. Zwei gegensätzliche Begrüßungen warten auf sie; als sie den Kopf über die Mauer steckt und von der anderen Seite sichtbar ist, ertönt ein lauter Ruf: »Königin Reri! Wir werden für Euch kämpfen!« Und fast zur gleichen Zeit fliegt ein großer Stein auf ihren Kopf zu. Sie weicht mühelos aus; hätte er sie jedoch getroffen, so wäre sie in die Straßen der Stadt hinuntergestürzt.

Als Reri uns von ihrem Posten auf der Mauer aus zuwinkt, sagt Beizun: »Komm jetzt! Hör nur, wie sie schreien; sie hat jedenfalls einige Unterstützung dort drinnen!«

Beizun schiebt sich am Seil hoch, und ich folge ihr, bemüht, den Kopf nicht zu heben, bis ich die Menge unter mir erkennen kann. Es scheinen in der Hauptsache Frauen zu sein, die sich hier versammelt haben, Männer kann ich nur wenige entdecken. Unbewaffnet sind sie alle. Ein paar der Leute versuchen Reris Vordringen zu verhindern, indem sie sich ihr entgegendrängen und -schieben, aber sie zieht das Schwert und treibt sie mit der flachen Seite auseinander. Ihre Miene drückt eher Verachtung aus als Kampflust, während sie uns durch die lange Hauptstraße zum Palast führt. Sie winkt uns an ihre Seite, und dann schreiten wir in geschlossener Reihe voran. Einmal stürzt ein Mann auf die Straße und attackiert uns mit einem Stock, aber Beizun treibt ihn ohne Mühe davon.

Als wir den Fuß auf die Treppe setzen, die zum Palast hinaufführt, steht Kerrak vor uns. Er ist ein schmächtiger, in kostbare Gewänder gekleideter junger Mann mit einem diamantenbesetzten Reif im vollen, lockigen Haar, das von einem tieferen Rot ist als das Reris. Sein Gesicht ist von zarterer

Schönheit als das ihre. Sie legt ihm fest die Hände auf die Schultern und schiebt ihn beiseite.

»Kerrak, stell dich mir nicht in den Weg. Diese Stadt gehört mir, aber es ist nicht mein Wunsch, dir wehzutun oder dich zu töten.« Sie lauscht einen Augenblick lang den Rufen, die aus den Straßen herüberdringen, dann fährt sie fort: »Das Nordtor ist in der Hand meiner Frauen; ebenso die Getreidespeicher und der Tempel, wirst du dich ehrenvoll ergeben?«

Zähneknirschend erwidert er: »Was würde es mir schon nützen, gegen dich zu kämpfen?«

»Gar nichts«, bestätigt Reri nicht ohne Freundlichkeit. »Du bist, wie du ja selbst gesagt hast, gar nicht fähig, mich im Zweikampf zu besiegen, und dies schon seit deinem achten und meinem zehnten Lebensjahr. Und du mußt zugeben, dass ich dir seit dem Tag, als ich dir ein Auge blau geschlagen habe - ich war damals dreizehn — nicht mehr wehgetan habe. Jetzt habe ich, wie du siehst, die Stadt in meine Gewalt gebracht, ohne auch nur einen Blutstropfen zu vergießen. Das müßte eigentlich Beweis genug für dich sein, dass ich nichts

Böses gegen deine kostbaren Untertanen im Schild führe.« (Später erfahren wir, dass das nicht ganz der Wahrheit entspricht; einige Männer, die das Nordtor verteidigten, leisteten heftigen Widerstand, und einer von ihnen wurde von einer der Söldnerinnen aus Gyre schwer verletzt. Später büßte er durch Blutvergiftung ein Bein ein. Es waren jedoch keine Todesopfer zu beklagen.)

»Ein Heer, das aus Männern besteht«, fährt Reri fort, »würde die Stadt plündern und ihre Frauen schänden, wir dagegen haben nichts dergleichen im Sinn. Wir wollen weder dir noch deinen Leuten Schaden zufügen, doch du mußt mir den Thron überlassen.«

»Wenn es denn sein muß . . .«, sagt Kerrak und macht ein trauriges Gesicht. »Doch es bekümmert mich, Reri, dass du mein Volk wieder zu den alten kriegerischen Gewohnheiten zurückführst.«

»Da hast du verdammt recht, das ist meine feste Absicht«,

bestätigt Reri. »Angenommen, anstelle meiner Frauen hätte ein Heer von Wüstennomaden vor deinen Toren gestanden! Hättest du dich ihnen ebenso ehrenvoll ergeben?«

»Woher soll ich wissen, was ich in einem bestimmten, hypothetischen Fall getan hätte? Es ist schließlich nicht geschehen«, gibt Kerrak zurück. »Wie dem auch sei, ich glaube nicht, dass Kämpfen die Lösung ist. Durch Gewalt ist noch nie ein Problem aus der Welt geschafft worden.«

»Du bist verrückt, Bruder! Seit Anbeginn der Zeiten sind *alle* Probleme durch Gewalt gelöst worden.«

»Nein, meine Schwester«, widerspricht Kerrak milde, »du irrst dich. Denn die Anwendung von Gewalt provoziert nur einen weiteren Ausbruch von Gewalt, Gegengewalt sozusagen, die gegen die ursprüngliche Gewalt aufbegeht. Und kein Problem ist aus der Welt geschafft, bevor es nicht *richtig* gelöst ist. Man muß an die Ursachen heran und darf sich nicht damit begnügen, an Symptomen herumzudoktern.«

Mir scheinen seine Ansichten sehr vernünftig, obwohl ich auch nicht recht weiß, was ihm die Vernunft gegen ein Heer von Wüstenräubern nützen würde, die dafür nicht empfänglich sind.

Kerrak führt uns ins Innere des Palastes. Eine Gruppe von Frauen kommt uns entgegen; sie sind furchtbar aufgeregt und haben offensichtlich große Angst vor uns, doch als sie sehen, dass die Eindringlinge ausschließlich Frauen sind, beruhigen sie sich. Es handelt sich bei ihnen um die Königin und Kerraks rechtmäßige Konkubinen, und sie werden umschwärmt von einem Haufen kleiner Kinder. Auf Kerraks Befehl hin tritt eine der Frauen nach der anderen vor und gelobt Reri, der neuen Herrscherin, Gehorsam. Sie sind sehr erstaunt über die Zeremonie, was mich nicht überrascht. Wäre die Stadt von Männern erobert worden, wären sie in das Eigentum des neuen Herrschers übergegangen.

So aber, wie die Lage sich jetzt darstellt, wissen sie nicht, was aus ihnen und Kerrak werden soll.

»Was soll ich nun mit dir anfangen, Bruder?« fragt Reri. »Ich

würde dir von Herzen gern Straffreiheit zusichern. Ich hege keinen Groll gegen dich, nun, da du den Platz, der mir von Rechts wegen zusteht, geräumt hast, aber selbst wenn du mir schwören würdest, mir Untertan zu sein, würde ich dir keinen Glauben schenken können. Denn ich weiß, dass auch ich mich nicht an einen von dir erzwungenen Eid gebunden fühlen würde.«

»Ich werde einen solchen Eid ohnehin nicht ablegen«, erklärt Kerrak, und ich bin beeindruckt von seinem Mut und seiner Aufrichtigkeit.

»Das mindeste, womit du rechnen mußt«, sagt Reri, »ist die Verbannung aus der Stadt für die Dauer eines Jahres oder länger. Ich könnte verkünden lassen, dass jeder Bürger der Stadt das Recht hat, dich mit eigener

Hand zu richten, wenn du dich meinem Befehl zum Trotz innerhalb der Verbannungszeit hier blicken lässt.«

»Diesen Erlaß fürchte ich nicht«, erklärt Kerrak. »Kein Bewohner dieser Stadt wird die Hand gegen mich erheben, das weißt du genau.«

»Ja, da hast du recht«, sagt Reri bekümmert und blickt hilfesuchend um sich.

Beizun kann nicht länger an sich halten. »Reri, wären wir, die Eroberer deiner Stadt, Männer, so hättest du uns gewiß die Wahl unter den Frauen gelassen —«

»Das habe ich ganz vergessen, Beizun«, fällt Reri ihr verlegen ins Wort. »Willst du dir unter den Frauen meines Bruders diejenigen aussuchen, die dir gefallen?«

»Nein, das nicht«, erwidert Beizun. »Sie finden nur Gefallen an Männern und würden mich nicht wollen.« Dann wendet sie sich an mich. »Aber was hältst du von Kerrak, Zadya? Sollen wir ihn mitnehmen als Geschenk für Ifania?«

»Aber ja!« stimme ich begeistert zu. »Ihre Amme Hatara bedrängt sie schon seit Jahren, endlich Kinder in die Welt zu setzen. Und Kerrak ist ein sehr schöner Mann und zudem von königlicher Herkunft.«

Kerrak widerspricht: »Ich habe bereits eine Frau . . .«

Spöttisch fällt Beizun ihm ins Wort: »Du glaubst doch nicht etwa, dass Ifania dich zum Ehemann haben will, oder? Wenn sie deiner überdrüssig ist, kann sie dich jederzeit zu deiner Schwester zurückschicken. Aber ich kann mir durchaus vorstellen, sie würde ihn sich ganz gerne mal ausleihen, schon als gewissen Ausgleich dafür, dass du dich ihrer Gladiatorinnen bedient hast, Reri.«

Reri zuckt die Achseln. »Sei's drum! Nehmt ihn mit zu eurer Herrin Ifania und überbringt ihr meine Hochachtung und meinen Dank.«

Alle Anwesenden scheinen mit dieser Lösung zufrieden zu sein, mit Ausnahme des Betroffenen selbst, der betrübt vor sich hin starrt. Die Menge, die sich um den Palast versammelt hat, beginnt sich zu zerstreuen. Eine Frau eilt auf Kerrak zu und klammert sich an ihn, worüber er ein wenig verlegen zu sein scheint. Schließlich küsst er sie und schickt sie entschlossen fort. Sie entfernt sich widerstrebend, und wir werden gebeten, mit Reri und ihren Söldnerinnen im Palast zu speisen.

Während des Mahls fragen wir sie, ob sie den Wunsch haben, mit uns nach Jemmok zu kommen, um dort in der Arena zu kämpfen, doch sie lehnen, eine nach der anderen, zögernd ab. Es bleiben uns die vier Frauen aus Gyre, die bereits ein Gelöbnis abgelegt haben. Sie bilden noch kein Tammarim, doch es sind ihrer genug, bei den nächsten Spielen in Ifanias Farben zu kämpfen. Vielleicht gelingt es ihr ja, noch weitere Frauen aufzutreiben.

Das Festmahl zieht sich bis tief in die Nacht. Reri und ihre Söldnerinnen tauschen Geschichten längst vergangener Kämpfe und Schlachten aus, und Beizun fällt mit ihren eigenen Geschichten ein. Als die Nacht weit fortgeschritten ist, irgendwann in den frühen Morgenstunden, stachelt Beizun die anderen sogar zu Schaukämpfen an — ein Spiel, dem Reri bald ein Ende bereitet, weil alle Anwesenden schon viel zu betrunken sind. Sie weist uns ein behagliches Zimmer im Palast an. Beizun schläft sogleich ein und beginnt zu schnarchen.

Kaum ist sie eingeschlafen, erkenne ich eine Bewegung in

der Dunkelheit und rufe ärgerlich: »Zeig dich! Wer ist da?
Was hast du hier zu suchen?«

Im Schein der einzigen Kerze, die in dem Raum noch brennt,
erkenne ich Kerrak.

»Meine neue Herrin hat mir nicht gesagt, was ich tun und
wohin ich gehen soll«, erklärt er. »Ich bin gekommen, um ihre
Befehle entgegenzunehmen.«

»Sie schläft schon, und ich habe keine Befehle für dich«,
entgegne ich. »Such dir einen Platz zum Schlafen und komm
morgen wieder.«

Als er sich entfernt hat, geht mir der Gedanke durch den Kopf, dass jetzt jede hat, was sie wollte: Reri hat ihre Stadt zurückerobern, Ifania ist auf dem besten Wege, ihr Tammarim zu bekommen. Nur ich bin der Lösung des Rätsels, woher ich komme und wer ich bin, keinen Schritt näher gekommen. Außer meiner Herrin Ifania und meiner Freundin Beizun schert sich kein Mensch darum, ob ich tot bin oder lebendig, niemand würde von meinem Tod Notiz nehmen. Aber irgendwo muß ich einmal eine Familie und Freunde gehabt haben . . . Muß ich denn die ganze Welt durchwandern auf der Suche nach ihnen? Oder muß ich mich ein für allemal damit abfinden, dass ich allein auf der Welt bin, eine Waise?

Komm, komm, ermahne ich mich selbst, so schlimm ist es nun auch wieder nicht. Vielleicht ist meine Familie in dem weißen Feuer umgekommen, das mein Leben in zwei Teile zerrissen hat, und mein Schicksal ist nicht tragischer als das anderer Menschen, denen irgendeine Katastrophe alle Verwandten und Freunde geraubt hat und die daraufhin ein neues Leben beginnen mußten. Ich habe immerhin meine geliebte Herrin, ich habe Beizun und Hassim, und es gibt sicher viele, die weniger haben als das . . .

Ich schmiege mich dicht an Beizun und schlafe ein.

ELFTES KAPITEL

Die Morgensonne weckt mich mit ihren Strahlen. Beizun an meiner Seite schläft noch. Als sie erwacht, zieht sie mich zu sich herunter, küßt mich und wirft dann einen Blick über meine Schulter.

»Was tut denn der hier?«

»Kerrak? Er ist gestern nacht gekommen und hat gefragt, ob es irgendwelche Anweisungen für ihn gibt.«

»Ich habe nicht nach ihm geschickt, weil ich dachte, dass er die letzte Nacht vielleicht gern mit seiner Frau verbringen würde.«

Während wir ihn noch betrachteten, erwacht Kerrak und setzt sich verschlafen auf. Er hat sich aus umherliegenden Kissen ein Nachtlager bereitet. Beizun winkt ihn zu sich; sie streckt ihm die Arme entgegen, worauf er zu uns ins Bett kriecht. Sie streichelt seine wohlgeformten Schultern mit besitzergreifender Zärtlichkeit, und ich sehe ein wenig erschrocken, wie er ihre Liebkosungen erwidert. Ich gönne ihr das Vergnügen von Herzen, aber es wäre mir lieber, es würde nicht in meiner Gegenwart stattfinden.

Als er mich einmal, vermutlich nur aus Versehen, berührt, zucke ich zusammen, und er fragt mich sanft, ob er mir wehgetan hat.

»Nein, nein, wirklich nicht«, versichere ich ihm, und Beizun flüstert ihm etwas ins Ohr, woraufhin er sich zu mir herüberbeugt und mir einen langen, zarten Kuß gibt. Ich ärgere mich über die Erregung, die sich meiner dabei bemächtigt, obwohl ich ganz und gar nicht die Absicht habe, mich verführen zu lassen. Irgendwo im entferntesten Winkel meines Bewußtseins spüre ich, dass ich im Begriff bin, einen Fehler zu machen, doch Beizun umschmeichelt mich so lange, bis ich schließlich zwischen den beiden liege und von beiden liebkost werde.

»Bitte . . .« drängt Kerrak, und ich murmle: »Nein, bitte nicht, Beizun, laß ihn nicht —«

»Zadya, Liebes, es wird wirklich Zeit«, fällt sie mir ins Wort.
»Er wird dir nicht wehtun! Du kannst schließlich nicht dein Leben lang herumlaufen und dich vor dem Besten fürchten, das die Götter erschaffen haben . . .«

Spielerisch, aber mit unerbittlicher Kraft drückt er mich aufs Lager, und das Unvermeidliche nimmt seinen Lauf, das, worüber ich mich gefürchtet habe, seitdem ich in der Wüste, nach dem weißen Feuer, damit geweckt wurde. Beizun beugt sich über mich und küßt die Tränen fort, die ich nicht zurückhalten kann. Sie hat insofern recht behalten, als er mir nicht wehgetan hat; der Schmerz und das Entsetzen der vorangegangen Male sind ausgeblieben. Ich habe nur das düstere Gefühl, dass das, was ich, spielerisch und um Beizun zu gefallen, getan habe, ein Unrecht ist, ein unerträgliches Unrecht, ein Verbrechen, für das ich mir die Sühne nicht einmal vorstellen kann. Ich kann mich diesem Spiel nicht überlassen, kann es nicht genießen wie Beizun. Aber wenn *sie* es tut, habe ich auch nicht das Gefühl, sie setze sich damit ins Unrecht wie ich. Ich würde mit Freuden *ihr* Vergnügen teilen, sie an seiner Seite lieben, sie in den Armen halten, während sie liebt - nur mir selbst bleibt es auf immer verboten.

Später, beim Ankleiden, versuche ich, ihr meine Empfindungen mitzuteilen, aber zum erstenmal hat sie weder Verständnis noch Mitgefühl für mich, sondern beglückwünscht mich, weil ich in ihren Augen das, was mich gehemmt hat, endlich überwunden habe.

Und ohne zu verstehen, warum, schäme ich mich und bin gleichzeitig ein wenig stolz, dass es mir gelungen ist, der Angst ins Gesicht zu sehen und sie zu überwinden. Dann muß ich an Hassim denken, dem ich verwehrt habe, was ich Kerrak gestattete, und der meine Angst und meine Ablehnung akzeptiert. Hassim, mein erster Freund in diesem meinem neuen Leben, das zu gestalten ich noch immer kaum in der Lage bin.

Vielleicht kann ich Hassim jetzt geben, was er sich so sehr gewünscht hat. Aber all diesen Überlegungen zum Trotz bleiben noch tiefe Zweifel daran, dass es richtig ist, und ich frage

mich, warum. Während ich meine Zöpfe binde, sage ich mir, dass andere Frauen das, was mir solche Schwierigkeiten bereitet, völlig selbstverständlich finden. Liegt die Antwort vielleicht irgendwo in den Nebeln meines anderen Lebens verborgen? Und wenn ich vergessen habe, warum es ein Unrecht ist, weshalb ist es dann eine solche Qual für meinen Geist, dem nachzugeben, was meinem Körper Vergnügen bereitet? Denn eines darf ich nicht leugnen: Ich habe Vergnügen empfunden, wo ich Schmerzen befürchtete, und gerade dieses Vergnügen ist es, das ich fürchte, jetzt, nachdem ich die Schrecken der Vergewaltigung überlebt und zu erdulden gelernt habe. Plötzlich bin ich mir selbst fremd. Warum, im Namen aller Götter, kann ich nicht begreifen, was dieses Gefühl, einen unverzeihlichen Verstoß, einen furchtbaren Fehlritt begangen zu haben, zu bedeuten hat?

Der Spiegel zeigt mir die unverwundbare Zadya, wie ich sie kenne, aber *in mir* ist etwas verändert. Ich habe einen unwiderstuhlichen Verlust erlitten. Doch für alle anderen bin ich dieselbe geblieben.

Später an diesem Tag rufen wir unsere Frauen zusammen. Die Rückkehr nach Jemmok steht bevor. Die Rückkehr in die Arena.

Die neuerliche Durchquerung der Wüste sowie die Aussicht auf Hitze, Durst und vielleicht einen weiteren

Sandsturm machen mir Sorgen. Ich frage mich, ob Ifania über den Tod der Leibwächter, die sie für uns angeheuert hat, verärgert sein wird. Den ganzen Tag über tragen wir Wasser, Früchte, Futter für die Tiere und die nötigen Ausrüstungsgegenstände zusammen. Dann beladen wir die Tiere. Mit den vier Frauen, die sich entschlossen haben, sich - als freie Frauen, nicht als Sklavinnen - an die Arena von Jemmok zu verdingen, sind wir jetzt zu sechst.

Reri lässt uns in ihren neuen Thronsaal rufen, um sich von uns zu verabschieden. Sie nimmt liebevoll von ihrem Bruder Abschied und umarmt Beizun und mich. Dann zeigt sie in den Hof vor dem Palast hinunter, wo ihre Söldnerinnen den wider-

strebenden Bürgern die Anfangsgründe der Kunst des Angriffs und der Verteidigung beibringen.

»Und nie wieder werden Reisende an den Stadttoren aufgefordert werden, ihre Waffen abzugeben«, erklärt sie schadenfroh. »Komm bald zu uns zurück, Beizun! Ich kann dich hier gut gebrauchen.«

Kerrak ist den Tränen nahe. »Ich habe eine Stadt des Friedens geschaffen, und du verwandelst sie in eine Stadt des Krieges«, klagt er. »Möge es auf dich zurückfallen, Reri, meine Schwester, und mögen dir so viele Kriege beschert sein, dass du deine Politik bereust.«

»Dein böser Wunsch ist mir lieber als jeder gute Wunsch, der von einem Narren wie dir kommen könnte«, erwidert sie verächtlich, doch dann umarmt sie ihn liebevoll und beschenkt ihn mit Naschwerk und kostbaren Kleidern für die Reise. Ihre Geschenke an Beizun sind juwelenbesetzte Waffen und eine prachtvolle alte Rüstung, die augenscheinlich aus den Schuppen eines prähistorischen Fisches gefertigt ist.

Schließlich steigen wir in die Sättel und lassen ein letztes Mal den Blick über den Platz schweifen, auf dem Reris Frauen Waffenunterricht erteilen; die Unterweisung ist jetzt für jeden Bürger eine Pflicht. Kerrak gesellt sich in kostbaren Reisekleidern zu uns. Die Straßen der Stadt sind mit Menschen gesäumt, die winken und rufen: »Oh weh, unser geliebter und friedlicher Herrscher verläßt uns!« - das ist der Tenor ihrer Klagen.

Ich mache mir nicht das Geringste aus ihrem Herrscher, sondern denke nur daran, dass ich jetzt zum drittenmal diese elende Wüste, die Durst, Sand und abscheuliche Erinnerungen bedeutet, durchqueren muß. An die erste Reise durch die Wüste erinnere ich mich allerdings kaum noch, geblieben sind nur rudimentäre Erinnerungen an Schrecken und Angst, an Entbehrung und Gewalt.

Diesmal ist es anders. Ich reite zwischen Beizun und Kerrak, und des nachts schlafe ich in ihren Armen. Der schneidende Wüstenwind trocknet Speichel und Tränen. Und in meinen

Träumen birst weißes Feuer in meinem Kopf, und ich suche in langen unergründlichen Traumtunneln nach etwas, das ich verloren habe. Wenn ich dann erwache, weiß ich, dass ich selbst es bin, die ich suche.

Nach mehrtägiger Wüstenwanderung entdecke ich die Türme von Jemmok und die spitze Kuppel der Schicksalshallen, in denen ich mich zum erstenmal gefunden habe und Zadieyek wurde, Zadya, die Frau, die ich jetzt bin. Und in der tiefen Einsamkeit dieser Nacht trete ich, während alle anderen schlafen, in die sternklare, fremde Dunkelheit hinaus und weiß plötzlich, dass meine Suche sinnlos ist. Wer oder was ich einmal war, spielt keine Rolle mehr, Bernstein gehört der Vergangenheit an, *Zadya*, die Schreckliche, bin ich jetzt, und wer ich in zukünftigen Tagen sein werde, das liegt in meiner Hand. Zwar bin ich eine Sklavin, doch war ich noch nie so frei wie in diesem Augenblick. Ich stehe unter dem Sternenhimmel, balle die Fäuste und speie in stummer Verachtung auf das weiße Feuer, das meine Erinnerungen verschleiert.

In weiter Ferne, am Rande der Wüste, sehe ich ein Licht über den Türmen schweben, die in der Dunkelheit verborgen liegen. Ich beobachte den Lichtpunkt, der sich langsam vorwärtsbewegt, und eine befremdliche Frage formt sich in meinem Bewußtsein.

Ich wußte nicht, dass dieser Planet Satelliten hat. Warum habe ich es noch nie bemerkt?

Und dann die erstaunte Frage: Warum weiß ich plötzlich, was diese Lichter zu bedeuten haben? Ganz sicher muß ich sie schon früher entdeckt haben, wenn ich den Sternenhimmel betrachtete. Wahrscheinlich gehört das in die Erinnerung an die Zeit *vorher*, wie der Name *Bernstein*. Irgendwo in den Tiefen meiner Erinnerung muß etwas in Bewegung gekommen sein, und mir kommt ein eigenartiger Satz in den Sinn: *Partielle Amnesie, insbesondere wenn sie durch ein Trauma verursacht wird, ist stets vorübergehend*. Ich weiß nicht, was die Worte bedeuten, aber sie haben eine beruhigende Wirkung auf mich. So wende ich meine Gedanken wieder Hassim zu, der in

den Schicksalshallen schläft, und frage mich, ob er mich wohl vergessen hat.

Dann stehle ich mich leise ins Zelt zurück, kuschele mich in meine Decke und schlafe mit dem Gedanken ein, dass ich morgen in das einzige Heim zurückkehren werde, das ich kenne.

Wir treffen am späten Vormittag in Jemmok ein. Die sengende Sonne blendet uns, als wir unter den Bannern des Akharet hindurchreiten. Gefolgt von einem Schwarm von Kindern, Neugierigen, Händlern und Bettlern, bewegt sich unser Zug durch die Straßen, nähert sich Ifanias Anwesen. Sie hört die Unruhe draußen vor dem Haus und kommt uns entgegengelaufen. Jemand in der Menge hat mich erkannt und schreit: »Zadieyek! Gefürchtete Frau! Du bist in unsere Stadt zurückgekehrt!«

Ifania tritt auf uns zu, betrachtet prüfend die fremden Frauen und bedeutet uns, abzusitzen. Wir steigen von den Tieren und begrüßen die Herrin, wie es Brauch ist, mit einer tiefen Verneigung. Beizun sagt: »Seht, meine Gebieterin, vier Frauen für Euer Tammarim.«

So leise, dass es außer uns dreien keiner hören kann, entgegnet Ifania: »Die beste Neuigkeit für mich ist, dass ihr wohlbehalten zurückgekehrt seid.«

Aris kommt aus dem Haus gerannt und fällt mir um den Hals. Ich bemerke, dass sie größer geworden ist, größer und kräftiger. »Zadya, in drei Tagen finden Spiele statt, und ich werde zum erstenmal in der Arena stehen«, berichtet sie, und ich sehe sie bestürzt an. Ich muß an den Jüngling denken, der in seinem ersten Kampf getötet wurde, und eine furchtbare Angst um sie ergreift mich. Sie ist noch so jung, noch nicht einmal ganz ausgewachsen.

Ich frage mich, ob sie auch nur die leiseste Ahnung hat, was es bedeutet, Gladiatorin zu sein und in der Arena zu kämpfen. Sieht sie nur den Ruhm, oder ist sie sich auch der Gegenwart des Todes bewußt, der ihr im Nacken sitzt? Ich habe Angst und spüre plötzlich den Gestank des Todes in der Nase, wäh-

rend ich ihre schlanken Mädchenarme, die dünnen Beine und die sanfte Rundung ihrer Brüste betrachte.

Während sich die Karawane langsam entwirrt, die Tiere entladen und von ihren Besitzern abgeholt werden, tritt Beizun ein wenig beiseite, um mit unserer Herrin unter vier Augen zu sprechen. Da sie jedoch nicht flüstern, kann ich ihre Worte verstehen.

»Wir haben Euch ein Geschenk mitgebracht, Herrin«, sagt sie und winkt Kerrak, näherzutreten. Er kniet ehrerbietig nieder, und Beizun erklärt Ifania, wer er ist und warum Reri ihn als Geschenk mitgeschickt hat. Einen

Augenblick lang runzelt Ifania die Stirn, und ihre Nasenflügel bebhen, so dass ich mich schon frage, ob wir vielleicht zu vermesssen waren. Doch dann besinnt sie sich und sieht die Geschichte von der lustigen Seite.

Fröhlich lacht sie auf und fragt Beizun: »Und was soll ich mit diesem schönen jungen Mann anfangen?«

»Herrin«, erwidert Beizun, »da die Amme bereits mehrfach mit Euch geschimpft hat und sich schon seit längerem auf dem Basar nach einem größeren Bett umsieht, haben wir uns gedacht, wir bringen Euch einen Gefährten für Euer Lager mit, an dem sowohl die Amme als auch - hoffentlich - Ihr selbst Gefallen finden werdet.«

Ifania umarmt Beizun und zieht Kerrak zu sich heran. »Das ist sehr großzügig von dir, meine Schöne«, sagt sie zu Beizun, während sie Kerrak anlächelt und ihn dann unvermittelt küsst. Schließlich wendet sie sich zu mir um. »Und du, meine liebe Zadya - hast du mich vermisst?«

»O ja, das habe ich, liebe Herrin«, beteure ich, und erwidere ihre Umarmung.

Nach der herzlichen Begrüßung kommt die Zeit, da Ifania die Kämpferinnen prüft, die wir mitgebracht haben, eine nach der anderen. Sie ruft Marfa herbei, deren Aufgabe es ist, Kraft und Gesundheit der Neuankömmlinge zu begutachten. Marfa bringt sie in die Übungshalle hinunter. Beizun und ich müssen antreten, die neuen Kämpferinnen mit Schwert und Schild zu

erproben. Nach einiger Zeit gibt Marfa uns mit Handzeichen zu verstehen, dass wir von unseren Gegnerinnen lassen sollen.

»Keine von ihnen wird dir in der Arena ebenbürtig sein, *Zadya*«, erklärt sie. »Aber es ist ein beachtlicher Anfang für ein Tammarim. Und mit einiger Übung könnt ihr in der Arena dem Tammarim der Gefährtin des Akharet gewiß Paroli bieten.«

So erfahre ich, dass in drei Tagen Spiele in den Schicksalshallen stattfinden werden und dass der Akharet viele Kämpfer aus fernen Ländern hat herbeischaffen lassen: Männer, die mit Axt und Streitkolben kämpfen, Männer mit Netzen und Schlingen und sogar Bogenschützen. Wie wir gegen die letzteren kämpfen sollen, ist mir ein Rätsel, da sie uns aus sicherer Entfernung treffen können. Und in zwei Tagen, so heißt es, veranstaltet die Gefährtin des Akharet ein großes Fest, zu dem wir erscheinen und eine Probe unseres Könnens ablegen sollen, damit die Mitglieder der vornehmen Gesellschaft entscheiden können, auf wen sie ihre Wetten abschließen wollen. Ich bin schon erleichtert, als ich höre, dass wenigstens keine hilflosen, dummen Tiere in der Arena abgeschlachtet werden sollen.

So nehme ich denn die gewohnte Übungsarbeit wieder auf; die alte Marfa nötigt uns, eine strenge Diät aus ungewürztem, gebackenem Fisch, gekochtem oder gebackenem Gemüse und etwas Obst, wenig Brot und völlig ohne Fleisch einzuhalten. Sie verordnet uns kalte Bäder zur Abhärtung der Muskulatur und - was für Beizun eine reine Tortur ist — verbietet den Genuss von Wein und Bier. Mir dagegen fällt der Verzicht darauf nicht schwer, und Beizun verspottet mich, als ich unbekümmert Wasser trinke. »Wie ein Hund«, sagt sie. Ihr Spott ist nicht böse gemeint, zumal ich weiß, wie schwer es ihr fällt, zum Essen nur Wasser zu trinken.

Am nächsten Morgen treffen wir uns im Hof mit der kleinen Aris. Sie kann es kaum erwarten, mir ihre Waffen zu zeigen, und präsentiert sie mir wie ein kleines Kind seine neuen Spielsachen. Als sie sie aber zur Hand nimmt, sehe ich nicht mehr

das kleine Mädchen in ihr, sondern eine junge Kriegerin in der ersten Blüte ihrer gereiften Kraft. Und als Marfa uns im Übungskampf gegeneinander aufstellt, fällt es mir schwer, gegen sie meine Stellung zu behaupten. Ich habe den vergangenen

Monat damit zugebracht, friedlich zu reisen, und bin plötzlich gefordert, all mein Können, das ich so lange vernachlässigt habe, zusammenzunehmen. Mit einem blitzschnellen Schlag gelingt es ihr um ein Haar, mich zu entwaffnen, so dass ich ungeschickt zurückweichen muß und dabei den Halt verliere. Als ich mich wieder gefangen habe, schlage ich ihr die Waffe aus der Hand, doch im selben Augenblick packt mich auch schon die Furcht, ich könnte sie verletzt oder getötet haben, denn Aris stürzt zu Boden und bleibt reglos liegen. Entsetzt frage ich mich, ob meine Hände und Arme so sehr ihre frühere Geschicklichkeit verloren haben, dass ich nur noch töten kann, wenn ich selbst nicht getötet werden will.

Plötzlicher Zorn steigt in mir auf. Aris hat mich gezwungen, eine Schwäche zu zeigen, und sie hat die alte Angst von neuem in mir geweckt. Reichen drei Tage aus, um mich wieder in die gewohnte Form zu bringen? Könnte ich mich überwinden und dieses junge Mädchen töten, wenn darin tatsächlich die einzige Möglichkeit läge, selbst am Leben zu bleiben? Und warum mache ich mir gerade jetzt solche Sorgen darum? Ganz sicher reicht mein Können aus, mein Leben zu bewahren, ohne jemand anderen dafür zu töten. Es wird ja nur ein Schaukampf sein und kein Kampf auf Leben und Tod.

Aber welches krankhafte Verlangen hat die Gefährtin des Akharet veranlaßt, diese unechten Spiele zu veranstalten? Vielleicht kann Beizun mit ihrer Leidenschaft für das Glücksspiel es mir erklären.

Mir wird klar, dass ich der Gefährtin des Akharet ihre Schauveranstaltung mehr verüble, als dem Akharet die eigentlichen Spiele, die in tödlichem Ernst ausgetragen werden. Aber ich habe nicht die geringste Ahnung, *warum* ich so reagiere.

Ich wünschte, ich könnte Hassim sehen. Vielleicht bin ich

schon zu lange in Ifanias Haus, diesem Haus voller Frauen. Vielleicht ist Kämpfen Männerache, und diejenigen, die nur Spott übrig haben für kämpfende Frauen, sind am Ende doch im Recht?

Marfa dreht mich zu sich herum, so dass ich ihr in die Augen sehen muß.

»Was ist los mit dir, Zadya? Du machst ein Gesicht wie eine brütende Henne«, sagt sie. »Komm und arbeite mit Beizun! Ich möchte, dass die Neuankömmlinge den Kampfstil von Gyre sehen.«

In diesem Augenblick erkenne ich, was mich so bedrückt. »Aber ich bin nicht aus Gyre«, erkläre ich heftig. »Ich habe in Gyre keine Spur meiner Vergangenheit entdeckt und niemanden gefunden, der in mir einen Teil seines Lebens und seiner Familie erkannt hätte. Ich kann mich nicht länger Zadya von Gyre nennen.«

»Und wer sollte dich daran hindern?« fragt Marfa. »Kann dir irgendein Mensch einen besseren Namen geben oder einen, auf den du mehr Anspruch hast?«

»Das ist ja einer der Gründe, warum ich so bekümmert bin! Ich habe überhaupt keinen Anspruch auf irgendeinen Namen«, antworte ich.

»Warum machst du dir darüber Gedanken?« entgegnet Marfa unumwunden. »Du bist, was du bist, nämlich die größte Kämpferin dieser und aller vorhergegangenen Kampfzeiten in den Schicksalshallen. Ohne Zweifel steht dir das Recht zu, dich Zadya die Schreckliche zu nennen, denn es gibt keine, die mehr Anrecht auf diesen Namen hätte als du. Und überhaupt, was ist schon ein Name? Was hat er schon zu bedeuten?«

Es ist mir nicht möglich, ihr zu erklären, warum es so wichtig wäre, zu wissen, wer mir entgegensieht, wenn ich in den Spiegel schaue. Vielleicht wäre es ihr gleichgültig, würde sie ihren Namen nicht kennen; vielleicht können nur diejenigen, die ihre Identität verloren haben, begreifen, was es bedeutet, zu wissen oder nicht zu wissen, wer man ist. Wieder einmal beschränkt sich der Wert meiner Person für mich und alle anderen auf

mein kämpferisches Können, und wieder einmal muß ich um das bloße Recht zu atmen kämpfen. Gewiß, wenn ich mir dieses Leben als Kämpferin ausgesucht hätte . . .

Aber dann fällt mir ein, dass ich dieses Leben, so wie es ist, gewählt habe, dass ich es der anderen Möglichkeit, die sich mir bot, vorgezogen habe. Und Zadya, die Kämpferin, stellt die einzige Identität dar, die ich habe, und so wenig mir das auch im Augenblick scheinen mag, ist es doch besser als gar keine. Und ich muß mit den Frauen hier um mich herum hart arbeiten, um mir diese Identität zu bewahren.

Also sammle ich meine Waffen auf und mache mich bereit, mein Können mit Schwert und Schild im Kampfe gegen Beizun unter Beweis zu stellen. Und als wir uns, dicht an dicht, gegenüberstehen und Schwerter klimpend auf Schilde treffen, kehrt etwas von dem alten Zauber zurück, die Freude an meinem eigenen Können, das erregende Gefühl, mit jedem Schlag meine Kraft und meine Geschicklichkeit unter Beweis zu stellen. Keine von uns beiden kann einen Zentimeter an Boden gewinnen, keine kann die andere verwunden oder ihre unüberwindbare Deckung durchbrechen.

Später werden wir getrennt, und jede von uns tritt gegen eine der Frauen aus Gyre an. Es stimmt, ihr Kampfstil ist dem meinen so ähnlich, dass es mir bisweilen vorkommt, als kämpfe ich gegen mein eigenes Spiegelbild. An Kraft und an Können bin ich ihnen indessen überlegen, und ich weiß, dass keine von ihnen, ginge es aufs Ganze, gegen mich eine Chance hätte, keiner würde es gelingen, meine Deckung zu durchbrechen.

Als Marfa die Übungen beendet und uns auffordert, zu baden und uns zum Abendessen fertigzumachen, betrachten mich alle voller Hochachtung und manche von ihnen sogar mit unverhohler Furcht.

Als wir gebadet haben und gerade dabei sind, unsere besten Tuniken anzulegen, steht Beizun dicht neben mir. Plötzlich wird mir zumindest eine Ursache für meinen Zorn klar: An jenem Morgen hat sie mich gegen meinen Willen Kerrak in die Arme gedrängt. Ich muß mit ihr darüber reden; es geht

nicht an, dass auf diese Weise etwas zwischen uns gerät und unsere Freundschaft belastet.

Ich lege die Kette mit dem kleinen Halbmond, das erste Geschenk meiner Patronin, um den Hals, freue mich an seinem funkeln den Glanz und mache mir Gedanken über den Ursprung des Halbmondzeichens. Welche Bedeutung mag es hier wohl haben? Und während ich auf dem Balkon stehe, der den Hof überblickt, und den aufgehenden Mond betrachte, überkommt mich plötzlich ein heftiges Gefühl der Verwirrung. Das ist doch gewiß nicht der Mond, den ich schon immer kenne? Der Mond, die geheimnisvollen Lichter in den Tiefen meiner Erinnerung ... Sie müssen eine Bedeutung haben. Aber welche?

Als ich das Speisezimmer betrete, legt Kerrak von hinten die Arme um mich und küßt mich mit sorglos-anmaßender Vertraulichkeit auf den Nacken - eine Geste, die mein Gefühl für Schicklichkeit beleidigt. Ich stoße ihn zornig von mir.

»Behalt die Hände bei dir, sonst kannst du deine Finger einzeln auflesen!« fahre ich ihn an, und er sieht mich an wie ein geprügelter Hund.

»Was hast du? An jenem Morgen hast du dich nicht über meine Berührung geärgert«, gibt er zurück und streckt erneut die Hände nach mir aus. Erst als ich, die Hand am Dolch, zurückweiche, begreift er, dass es mir bitterernst ist mit dem, was ich gesagt habe.

Verwirrt tritt er einen Schritt zurück. »Ich wollte dir weder wehtun noch dich beleidigen, *Zadya*«, sagt er. »Kannst du mir nicht sagen, was geschehen ist und warum meine Berührung plötzlich eine Beleidigung für dich ist?«

In diesem Augenblick wird mir klar, dass es nicht sein Fehler ist, und ich bedenke ihn mit einem unsicheren Lächeln.

»Nein, es ist nicht deine Schuld«, sage ich. »Beizun hat mich dazu überredet. Aber denk daran, mein Bruder«, denn obwohl als Prinz geboren, ist er doch nur ein Sklave wie ich, und dieses Band der Bruderschaft teilen wir immerhin, »das verschafft dir keinerlei Besitzrechte. Faß mich nicht an, wenn ich

es dir nicht ausdrücklich erlaube. Wenn du dich daran hältst, werden wir gute Freunde bleiben.«

Er sieht erst mich verwundert an, dann fällt sein Blick auf meine Hand, die nach wie vor am Dolch liegt. Schließlich begibt er sich, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, zu Tisch. Ifania hat ihm einen Platz in ihrer Nähe angewiesen. Sie hat mich erblickt und winkt mich zu sich.

In ihrem Blick liegt Anerkennung. »Wie gut dir diese Farbe steht«, sagt sie. »Und Beizun nicht weniger. Ihr beide werdet in der Arena Ehre für mich einlegen.« Darauf berührt sie den Schmuck an meinen Ohren, die Bernsteintropfen, die der Schlüssel zu meinem Namen waren, und sagt: »Diese Ohringe sind wunderschön, aber ich habe sie nie zuvor an dir gesehen. Woher hast du sie?«

»Beizun hat sie mir geschenkt«, erkläre ich, während sie sich zu mir herüberbeugt und flüchtig meine durchstochenen Ohrläppchen küßt.

»Sie hat gut daran getan. Aber du verdienst noch kostbareren Schmuck als diesen, meine Zadya«, erklärt sie. »Und ich bitte dich: Wenn es dich nach Schmuck verlangt, dann fordere ihn von mir. Es wird mir ein Vergnügen sein, dich mit den schönsten Dingen, die ich aufstreben kann, zu schmücken.«

An ihren Worten erkenne ich, dass sie eifersüchtig und immer noch in mich vernarrt ist. Ich zögere einen

Moment und überlege, ob ich ihr meinen wahren Namen mitteilen und ihr erzählen soll, wie ich ihn durch den Bernsteinschmuck erkannt habe. Doch noch ehe ich mich zu einem Entschluß durchgerungen habe, ist die Gelegenheit vorüber, denn Ifania winkt Beizun zu sich heran, um ihr mit lieben Worten zu versichern, wie gut die blaugrüne Seide zu ihrem kupferroten Haar und ihrer hellen Haut paßt. Sie findet für jede ihrer neuen Kämpferinnen ein freundliches Wort, und als das Mahl beendet ist, versammelt sie uns alle um sich und verkündet, dass wir ausnahmslos an dem Fest der Gefährtin des Akharet teilnehmen werden. Denjenigen von uns, die einen guten Kampf zeigen, verspricht sie zur Belohnung Edel-

steine und andere Kostbarkeiten.

»Diejenigen unter euch, dir mir treu dienen, werden in mir eine gute und nachsichtige Herrin finden«, erklärt sie. »Aber täuscht euch nicht! Ich dulde weder Widerspenstigkeit noch Unverschämtheiten jedwelcher Art. Wenn ich merke, dass eure Leistungen hinter euren Fähigkeiten zurückbleiben, dann werdet ihr es bereuen und euch wünschen, ihr hättet euch dazu entschlossen, in den Bordellen der Bleiminen eure Tage zu beschließen.«

Ifania winkt einen Gast herbei, der uns bislang noch nicht vorgestellt worden ist.

»Der Diener der Gefährtin des Akharet«, erklärt sie. »Er hat den Plan für die Spiele mitgebracht und wird euch nun mitteilen, wer eure Gegner sein werden.«

Beizun hat das erste Los gezogen. Geduldig hört sie zu, als es ihr vorgelesen wird. Sie muß mit Schwert und Schild gegen einen Schlingenkämpfer antreten. Augenblicklich fällt mir der Jüngling ein, der seinen ersten Kampf nicht überlebte, weil er die tödliche Gefahr der Schlinge und der kleinen Steine unterschätzte. Ich werde ihr sagen müssen, was ich weiß. Ich frage mich nur, wie es möglich ist, einen solchen Kampf als

Übungskampf und nicht als Kampf auf Leben und Tod auszurichten.

Von derartigen Gedanken abgelenkt, höre ich kaum den Klang meines eigenen Namens. Ich bin ebenfalls zum Kampf mit Schwert und Schild bestimmt. Der Name meines Gegners dringt wie im Traum an mein Ohr: Hassim von Lerfaugh.

Aber es wird ja kein tödlicher Zweikampf in den Schicksalshallen sein, sondern ein Schaukampf zum Vergnügen der Gefährtin des Akharet. Die Entscheidung, ihn töten zu müssen oder von ihm getötet zu werden, bleibt mir erspart. Hassim, mein erster Freund in diesem Leben, mein geliebter Kamerad, dem ich all mein kämpferisches Können verdanke — mit Ausnahme dessen, was mir offensichtlich angeboren ist... Hassim, mit dem ich zumindest in mein gegenwärtiges Leben eingetreten bin. Wo ich es erworben habe, weiß ich nicht und werde

ich vielleicht niemals wissen. Obwohl ich nach der Art der Menschen von Gyre kämpfe, habe ich das Kämpfen nicht in Gyre gelernt.

Frühes Zubettgehen gehört zu unserem Übungsprogramm. Als die anderen sich entfernt haben, gibt Ifania uns ein Zeichen, und wir folgen ihr in ihr Schlafzimmer. Es ist mir nicht unrecht, doch als ich feststelle, dass auch Kerrak sich zu uns gesellt, bin ich beunruhigt und beschließe, dass ich ihm heute nacht nicht gestatten werde, mich zu lieben, was immer Beizun und meine Herrin dazu auch sagen mögen.

Dieser Gedanke verblaßt, als die Worte, die Ifania zu ihm sagt, in mein Bewußtsein dringen.

»Du bist schön und von edler Geburt«, erklärt sie, »und ich habe keine Kinder. Solltest du, Kerrak, mir ein Kind schenken, so werde ich es in meinem Hause großziehen, und ich versichere, dass es, weiblich oder männlich, all meine Besitztümer erben wird.«

»Meine Herrin ist sehr gütig«, entgegnet er. Doch mir entgeht nicht, dass seine Augen dabei auf Beizun ruhen, und mir kommt der Verdacht, dass sein eigentliches Interesse ihr gilt, nicht meiner Herrin und zum Glück auch nicht mir. Ich hoffe nur, dass sich hieraus zwischen meiner geliebten Herrin und meiner liebsten Freundin kein Mißklang ergibt.

Die Bemerkung der Amme über den Kauf eines größeren Bettess hatte ich stets für einen derben Scherz gehalten, doch das Lager, auf dem Ifania uns erwartet, ist wahrhaftig geräumig genug, uns alle und noch einige mehr aufzunehmen. Ifania zieht mich dicht an sich heran, streichelt mich sanft und flüstert mir ins Ohr: »Ich habe ein wenig Angst, weil ich bisher nur Frauen geliebt habe und noch nie mit einem Mann zusammen war. Kerrak sieht gut aus und scheint ein netter junger Mann zu sein, aber ich weiß nicht recht — ich wünsche mir sehnlichst eine Tochter oder auch einen Sohn, aber ich weiß so wenig über Männer —«

Ich kann ihre Ängste nachempfinden und bemühe mich, sie zu beruhigen. »Ihr müßt keine Angst davor habe«, versichere

ich ihr. Doch die Erinnerung an das erstemal in der Wüste, als ich mich voller Entsetzen dagegen wehrte, geht mir nicht aus dem Kopf. So weiß ich kaum, was ich ihr sagen soll. Was soll ich, die ich von dem Bewußtsein geprägt werde, dass das, was Ifania zu tun im Begriff steht, ein Unrecht ist, zu ihr sagen, deren Entscheidung von dem Wunsch nach einem Kind bestimmt ist. . .? Schließlich erkläre ich: »Beizun ist besser geeignet, Euch zu trösten als ich. Sie hat die Liebe vieler Männer genossen und fürchtet sich nicht davor.«

Ifania streckt Beizun einladend die Arme entgegen, und bald wird aus der Umarmung ein spielerisches Gebalge, ganz ähnlich wie danach zwischen Beizun, Kerrak und mir. Zärtlichkeiten, Küsse und Umarmungen, bei denen keiner so recht weiß, wessen Arme, Lippen, Leiber er berührt. Ein zärtliches Gefühl für die beiden Frauen, meine Herrin und meine Freundin, wallt in mir auf, und als Ifania im letzten Augenblick ängstlich vor Kerrak zurückschreckt, bin ich es, die ihr aufmunternde Worte zuflüstert. Schließlich soll das, was sie tun, Freude bereiten, und mir hat er nicht wehgetan. Und was sie von ihm will, kann sie anders nicht haben. An der Art, wie sie sich bebend an mir festklammert, erkenne ich, dass sie immer noch ein wenig verängstigt ist. Ich würde sie gerne beruhigen und trösten, aber was soll ich, die ich diesen Weg nicht für mich gewählt habe, ihr sagen? Als er sich später mir zuwendet, weiche ich vor ihm zurück und entziehe mich seinem Kuß.

»Aber mir hast du gesagt, es wäre gut«, flüstert Ifania mir vorwurfsvoll zu. »Und jetzt wehrst du dich gegen das, wozu du mich ermuntert hast. . .«

Ich kann ihr nur hilflos versichern, dass es für mich - wahrscheinlich *nur* für mich — etwas anderes ist, aber ich weiß selbst nicht genau, was ich damit meine.

»Ihr wißt, dass ich dereinst das Gedächtnis verloren habe«, sage ich. »Ich kann nur sagen, dass ich vollkommen überzeugt bin, dass es für mich verboten ist, dass es ein Unrecht ist. Ich will damit nicht sagen, dass das, was andere fühlen, falsch ist, aber irgendwie weiß ich, dass es *für mich* nicht richtig ist. Ich

bitte Euch, geliebte Herrin, verlangt es nicht von mir!«

»Die Götter mögen uns davor bewahren, dass ich oder irgendein anderer von dir fordert, deinem eigenen Gewissen Gewalt anzutun«, entgegnet Ifania. »Eines Tages wirst du vielleicht wissen, warum es so ist. Bis dahin fordere ich nichts von dir — außer deiner Liebe.«

Beizun richtet sich mit einem Ruck auf und starrt mich vorwurfsvoll an. »Zadya, bist du denn böse auf mich?«

»Ich war sehr zornig«, erwidere ich. »Aber geschehen ist geschehen. Ich vergebe dir, wie ich meinem Bruder Kerrak vergeben habe. Ich bitte dich nur, verlange niemals wieder von mir, dass ich mich der Berührung eines Mannes überlasse.«

»Ich verspreche es«, versichert sie. »Ich habe deine Gefühle einfach nicht verstanden. Um nichts in der Welt würde ich dir absichtlich wehtun. Ich wollte nur das größte Vergnügen, das ich kenne, mit dir teilen, so wie ich dich von einem Wein hätte kosten lassen, den du noch nie vorher getrunken hast.«

Beizun zieht mich in ihre Arme, und wir schlafen in liebevoller Umarmung ein.

ZWÖLFTES KAPITEL

Der Tag der Spiele bricht an. Als wir uns versammeln, sind die Frauen aus Gyre voller Sorge. Sie haben noch nie in der Arena gekämpft, sondern nur in der Kampfschule.

Ich setze alles daran, sie zu beruhigen.

»Es ist nur ein Schaukampf! Wenn ihr eine schlechte Figur macht, wenn ihr ungeschickt seid, dann ist eure einzige Strafe, dass ihr euch blamiert. Der Tod wartet diesmal noch nicht auf euch.«

»Aber wenn wir schlecht kämpfen, wird Ifania unzufrieden mit uns sein«, sagt eine der Frauen. Alle sind sie bereits glühende Verehrerinnen unserer Herrin.

Wir haben in den letzten Tagen hart und unermüdlich trainiert und sind in bester Verfassung. Gestern abend hat Marfa uns bis lange nach Sonnenuntergang angetrieben und uns dann mit der Empfehlung entlassen, allein zu schlafen. Und hätte es in ihrer Macht gelegen, so wäre es keine Empfehlung, sondern ein Befehl gewesen, davon bin ich überzeugt.

Bei Tagesanbruch herrscht rege Geschäftigkeit im ganzen Haus. Wir alle, Beizun, ich, Aris und die vier Frauen aus Gyre, werden gebadet, massiert und wie Puppen mit den neuen Kampftuniken bekleidet, die in den von Ifania gewählten Arenafarben gehalten sind. Marfa richtet uns das Haar und besteht darauf, den Frauen aus Gyre die Köpfe fast kahlzuscheren.

»Denn«, so erklärt sie, »wenn euch der Gegner an einem eurer Zöpfe packt, seid ihr ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.«

Als sie aber Aris ebenfalls die Haare abschneiden will, weigert sich das Mädchen.

»Mein Haar ist mein Leben«, sagt Aris entschieden. »Ich werde damit kämpfen und, wenn es sein muß, auch damit sterben.«

Und als Marfa sich mit ihrer Schere Beizun zuwendet, fährt diese die Lehrerin an: »Nimm das Ding weg, oder ich ramme

es dir in den Hals! Du rührst mein Haar nicht an, und Zadyas ebensowenig. Du kannst diese Feiglinge aus Gyre vielleicht einschüchtern, aber ich werde als Frau in die Arena gehen, nicht als Masseninsekt!«

»Das ist kein Grund, mich anzuschreien«, entgegnet Marfa entrüstet. »Ich habe es nur gut gemeint! Nach meinem Dafürhalten ist es wirklich viel sicherer. Eure Herrin wäre höchst verärgert, wenn ich euer Leben leichtsinnig aufs Spiel setzte!«

»Schon in Ordnung«, beschwichtigt Beizun und versetzt Marfa einen gutgemeinten, aber heftigen Schlag auf den Rücken, so dass die Lehrerin aufschreit. Dann kommt Beizun und erbietet sich, mir das Haar zu flechten, wie sie es schon viele Male getan hat, und ich bin gerührt von dieser Geste der Freundschaft. Mir fällt wieder der Raum mit dem Badebecken ein, in dem mir die freundliche Frau am Ende meiner ersten Reise durch die Wüste die Haare flocht, auch der Tag, an dem Beizun, die erste Frau, die mir hier zu einer wahren Freundin wurde, mir diesen schwesterlichen Dienst erwies. Meine Erinnerungen schweifen weiter, und schon sind sie wieder bei Hassim, meinem allerersten Freund in dieser Welt, meinem Kampfgegner bei der heutigen Veranstaltung. In Kürze werden wir uns gegenüberstehen.

Als wir alle angekleidet sind, überprüft Marfa unsere Gürtel und Sandalen (»Wartet nur, bis euch eines Tages in der Arena ein Schuhriemen reißt — aber wenn das geschieht, lebt ihr nicht mehr lange genug, um euch daran zu erinnern!«) und sorgt dafür, dass alles in Ordnung ist. Dann nimmt sie einigen der Frauen den Schmuck ab und wirft einen finsternen Blick auf die Bernsteintropfen in meinen Ohren.

»Nimm sie ab!«

»Warum?« frage ich.

Da faßt sie danach und zieht so fest daran, dass ich vor Schmerz aufschreie. »Du darfst deinem Gegner keinen Halt bieten, an dem er dich packen kann«, erklärt sie mit einem vorwurfsvollen Seitenblick auf Beizuns Haar, das jetzt straff am Kopf zusammengeflochten ist. Dann deutet sie auf ihr ei-

genes, rechtes Ohrläppchen, das stark vernarbt und eingerissen ist.

»Eine Erinnerung an einen meiner Kämpfe«, sagt sie. »Und zwar eine, auf die ich liebend gerne verzichten könnte.«

Widerstrebend löse ich die schimmernden Schmucksteine, die der Schlüssel zu meinem Namen und meiner Identität sind. Doch als sie sie einsteckt, habe ich das Gefühl, dass es so seine Richtigkeit hat. Sie gehören zu Bernstein, nicht zu Zadya, die, woher auch immer sie gekommen sein mag, ganz sicher nicht aus Gyre stammt.

Und für den heutigen Tag bin ich *Zadya*, nur *Zadya*; ohne Erinnerung an jenes verborgene andere Leben, das mich mit zunehmender Erinnerung vielleicht bald zurückfordern wird.

Als alles überprüft und gerichtet ist, erhalten wir unsere Waffen. Mein Schild ist auf Hochglanz poliert und mit einem Mittel eingerieben worden, das es zum Leuchten bringt, so dass ich bei jeder Bewegung regelrecht Funken sprühe. Ich weiß nicht, wie diese Wirkung erreicht wird, aber sie ist höchst eindrucksvoll und wird jeden Kämpfer, der mir entgegentritt, in Erstaunen versetzen.

Als ich den großen, offenen Platz betrete, auf dem die Spiele stattfinden sollen, werde ich von gleißenden Lichtern geblendet. Einen Augenblick lang wünsche ich mir, ich wäre in der Arena der Schicksalshallen, die ich kenne. Dort, wo ich zweimal gekämpft und gesiegt habe.

In dieser kleineren, privaten Arena gibt es keine Parade der Gladiatoren. Auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes stehen die Männer im Purpurrot des Akharet und im Karminrot seiner Gefährtin aufgereiht — oder war es genau umgekehrt? Ich weiß es nicht mehr.

Ich habe mir bis zu diesem Augenblick nicht vorstellen können, wie ein Schaukampf mit einem Schlingenkämpfer bewerkstelligt werden kann, da die Steine mit solcher Wucht geschleudert werden, dass sie unweigerlich eine lebensgefährliche Bedrohung darstellen müssen. Jetzt entdecke ich, dass der Kämpfer mit der Schleuder nicht mit echten Steinen be-

waffnet ist, sondern mit kleinen Beuteln, die mit flüssiger Farbe gefüllt sind. Ihr Gewicht kommt daher dem seiner Kieselsteine annähernd gleich. Die Farbbeutel platzen beim Auftreffen, und die Farbe hinterlässt einen Fleck. Die Regel des Zweikampfes besagt, dass Beizun als tot betrachtet wird und den Kampf verloren hat, wenn sie von einem der Farbbeutel am Kopf getroffen wird. Klug erdacht, sage ich mir, und helfe Beizun in ihre Rüstung. Dabei flüstere ich ihr zu, dass sie heute gewiß ernsthaft auf die Probe gestellt wird. Es kommt ganz darauf an, wie sie sich mit ihrem Schild zu schützen versteht, bis der Schlingenkämpfer seinen gesamten Vorrat an Farbbeuteln verbraucht hat.

Beizun tritt zum Kampf gegen den Schlingenkämpfer auf den Platz hinaus. Es ist derselbe kleine, gelbhäutige Mann, der am Tage meines ersten Auftritts in der Arena mit nur vier Bewegungen seiner kleinen Schleuder getötet hat. Die Zuschauer geraten bei seinem Anblick in Raserei — er ist ein gefeierter Publikumsliebling. Beizun wird ebenfalls mit Gebrüll empfangen, aber ich weiß, dass es in ihrem Fall nur Ausdruck einer sadistischen Freude darüber ist, dass sie um ihr Leben kämpft - selbst wenn dies offiziell kein Kampf auf Leben und Tod ist. Sie wollen sehen, wie eine Frau besiegt und gedemütigt wird. Vielleicht, so denke ich voller Entsetzen, ist das ein Wunsch, den alle Männer dieser Welt gemein haben — sich zu versichern, dass jede Frau, die es wagt, ihnen offen entgegenzutreten, auf diese Weise besiegt oder gedemütigt wird.

So schnell, dass ich der Bewegung kaum mit den Augen folgen kann, hat Beizun den Schild gehoben. Sie nimmt die Anfeuerungsrufe der Menge entgegen, als gälten sie alle ihr und wendet sich dem Schlingenkämpfer zu. Er wirbelt blitzschnell den Arm, das Geschoß kommt geflogen, doch Beizuns Schild ist bereits an der richtigen Stelle, und ein großer, leuchtend-gelber Farbfleck breitet sich darauf aus.

»Eins!« schreit die Menge wie ein Mann.

Langsam umkreist sie, das Schild wachsam vor sich, den Gegner.

Er holt ein zweites und ein drittes Mal aus, um sie zu täuschen, bevor er tatsächlich den zweiten Farbbeutel schleudert, der nichtsdestoweniger wiederum an ihrem Schild zerplatzt.

»Zwei!« schreit die Menge im Takt auf.

Ich finde diesen Zweikampf langweilig, denn es steht ja nichts auf dem Spiel. Daher wende ich mich von den beiden Kämpfenden, die einander langsam umkreisen, ab und verfolge das Geschehen nur noch indirekt durch die Schreie der Zuschauer, die an mein Ohr dringen. Einige von ihnen müssen mittlerweile auf Beizuns Seite sein. Als der dreizehnte Schrei ertönt - bei vierzehn ist das Tammarim vollständig - wende ich mich dem Kampf wieder zu. Beizun nähert sich dem Schlingenkämpfer mit erhobenem Schwert. Ihr Schild ist von Farbflecken übersät - ich kann sie nicht zählen, aber ich nehme an, dass die Zuschauer genau aufgepaßt haben.

Wieder wirbelt die Schlinge durch die Luft, und einige Zuschauer schreien auf:

»Vierzehn! Ein Tammarim!«

Beizun senkt augenblicklich den Schild, sie hat ihren Gegner fast erreicht, als mir klar wird, dass ich keinen neuen Farbfleck gesehen habe. Ein Täuschungsmanöver, eine Falle! Ich will sie warnen, aber bevor ich einen Ton herausbringe und noch während Beizun den Schild sinken lässt und auf ihren Gegner zuläuft, sehe ich die verräterische Bewegung seiner Schulter, und schon wirbelt die Schleuder durch die Luft. Die letzte Farbkugel saust über der Kante des gesunkenen Schildes und birst genau an ihrem Kopf. Der Schlingenkämpfer grinst höhnisch; nach den Regeln des Kampfes ist sie tot. Ich sehe den empörten, wütenden Blick meiner Freundin, als sie sich die Farbe, die einen ätzenden Reizstoff enthält, aus den Augen wischt. Sie eilt auf den Trinkeimer zu und spült sich hastig die Augen aus, und mir entgeht nicht, dass zornige Flüche ihre Lippen bewegen. Ich bin zu weit entfernt, um die Worte zu verstehen. Eines aber ist klar: In diesem Augenblick möchte ich nicht in der Haut des Schlingenkämpfers stecken. Das Publikum brüllt und tobt vor Begeisterung, und er sonnt sich bereits in seinem

Siegesruhm, als Beizun sich von dem Trinkeimer aufrichtet und mit langen Schritten auf ihn zueilt. Sie packt ihn von hinten, reißt ihn von den Füßen, hält ihn übers Knie und versetzt ihm mit der flachen Seite ihres Schwertes ein halbes Dutzend kräftiger Schläge. Die Menge, die immer dankbar ist für einen Scherz — selbst wenn er sich gegen ihren Liebling richtet oder durch besondere Grausamkeit auszeichnet —, gerät außer Rand und Band und brüllt immer wieder ihren Namen.

Doch selbst bei diesem Stimmungsumschwung, dieser gerechtfertigten Züchtigung des hinterlistigen Schlingenkämpfers, schwingt ein gewisser Unglauben mit, ja eine Enttäuschung. Die Zuschauer wollten Zeugen ihrer Vernichtung sein, und da es ein Schaukampf war und Beizun nicht getötet werden konnte, wollten sie doch zumindest sehen, wie sie besiegt und erniedrigt wird. Sie sind wütend über ihre Geistesgegenwart und ihre Rache, mag sie auch noch so gerechtfertigt sein. Wäre es ein richtiger Kampf in der Arena der Schicksalshallen gewesen, dann läge Beizun jetzt mit gespaltenem Schädel im Sand. Ich rufe mir in Erinnerung, dass diese Erfahrung sie lehren wird, das nächstmal, wenn sie gegen einen Schlingenkämpfer aufgestellt wird, vorsichtiger zu sein; vielleicht rettet ihr das einmal das Leben. Sie schreitet zum Siegerfeld - einige Zuschauer, darunter unsere gütige Herrin, applaudieren ihr — und verneigt sich tief.

Und dann bin ich an der Reihe. Ich betrete die Arena. Hinter dem Gesichtsschutz seines Helmes wirkt Hassim grimmig und fremd.

Da ist er also, der Moment, den ich so sehr gefürchtet habe. Ich stehe meinem liebsten Freund Schwert gegen Schwert gegenüber. Ich hebe das meine zum Gruß; er erwidert den Gruß und greift mich augenblicklich und ohne Vorwarnung an. Bevor ich noch recht weiß, was ich tue, und ohne einen einzigen bewußten Gedanken zu fassen, wehre ich seine Waffe ab. Die Klingen prallen aufeinander und verkeilen sich zur tödlichen Schere, die sich meinem Hals nähert. Ich stoße ihn mit aller Kraft fort und kann mich befreien. Wachsam umkreis-

se ich ihn, und als er herumwirbelt, prallen wir erneut aufeinander. Seine Schläge spiegeln die meinen wieder; wir sind einander ebenbürtig, keiner hat auch nur den geringsten Vorteil gegenüber dem anderen.

Obwohl es noch früh am Tag ist, scheint die Sonne bereits in die Arena. Ich bemühe mich, in eine Position zu kommen, in der mich das schräg einfallende Licht nicht blendet. Hassim merkt das sofort und kämpft darum, mir diesen Vorteil streitig zu machen, doch ich schlage ihn zurück.

Plötzlich steigen Bilder vor mir auf: Da ist eine verängstigte junge Frau, die schreiend aus ihren Alpträumen auffährt; da ist Hassim, der mich tröstet, zuläßt, dass ich mich dicht an ihn schmiege und dennoch unberührt bleibe, und wieder Hassim, der mich im Kampf unterweist. Während all dieser Visionen kämpft die vorzügliche Kampfmaschine, zu der mein Körper geworden ist, unablässig weiter, und ich weiß, dass sie, ungeachtet dessen, was ich selbst will, fortfahren wird zu kämpfen bis an die äußerste Grenze meiner Kraft.

Ich bin erschöpft, meine Arme sind müde vom Gewicht des Schwertes und des Schildes (von dem sie alle behauptet haben, es sei ohnehin zu schwer für mich!). Hassims Schwert prallt gegen den Schild, und ich bin versucht, es einfach sinken zu lassen. Was habe ich schon zu verlieren? Wir sind ja nicht in der Arena, wo eine einzige falsche Bewegung den Tod bedeuten kann. Ein mit allen Mitteln erzwungener Sieg über Hassim bringt mir nur schalen Ruhm. Warum soll ich da nicht *ihm* den Ruhm lassen, den ihm ein Sieg über Zadya die Schreckliche eintragen würde?

Aber da ist etwas in mir, das mich davon abhält, mein Schwert zu senken. Ähnlich wie jener innere Widerstand dagegen, Kerrak meinen Körper zu überlassen, hindert es mich daran, den Kampf zu beenden und mich geschlagen zu geben, obwohl mir jeder Muskel wehtut vor Erschöpfung. Ich weiß nicht einmal genau, was Sieg, Niederlage bedeuten würde. In der Arena, gewiß, da hieße es Tod oder Leben — hier aber muß ich ihn wohl niederwerfen und in eine aussichtslose Lage

manövrieren, in der es nur noch eines einzigen kleinen Schritts bedürfen würde, ihm tatsächlich den Tod zu bringen. Oder was sonst verlangen sie von mir?

Ich hole zu einem gewaltigen Schlag gegen seine Beine aus, er macht einen Satz, um meinem Schwert auszuweichen, stolpert und geht zu Boden. Blitzschnell nutze ich den Vorteil, setze ihm das Schwert an die Kehle und drehe ihn mit dem Fuß um, so dass er auf den Rücken zu liegen kommt. Dann murmele ich so, dass die Menge es nicht hören kann:

»Sag ein einziges Wort, und ich nehme das Schwert fort. Du kannst aufstehen, und der Kampf kann wieder beginnen.«

Doch schon ist der Arenameister bei uns; er gibt mir ein Zeichen, das Schwert zu heben, damit Hassim sich erheben kann, dann führt er mich zur Mitte des Platzes, und die Menge schreit:

»Zadieyek von Gyre! Zadya die Schreckliche, die Kriegerin! Siegerin dieses Kampfes!«

Meine Herrin eilt herbei und führt mich aus der Arena hinaus. Dann umarmt sie mich und hängt mir eine Bernsteinkette um den Hals.

»Sie paßt gut zu deinen Ohrringen«, sagt sie. »Und immer, wenn du sie an- oder ablegst, wirst du an mich denken.«

Aus ihren Worten schließe ich, dass ihre Eifersucht auf Beizun noch nicht verflogen ist. Gern würde ich sie beruhigen.

»Meine Kriegerinnen überschütten mich mit Ruhm«, sagt da Ifania. »Erst Beizun und jetzt du. Ich wünschte, ich wüßte ein geeignetes Geschenk für Beizun. Ich liebe sie ebenfalls und möchte sie nicht benachteiligen. Sag, was würde ihr deiner Meinung nach am besten gefallen?«

»Ich würde sie selbst fragen, meine Herrin. Ich glaube nicht, dass sie sich zieren wird, es Euch zu sagen«, erwidere ich.

Ifania umarmt mich noch einmal. Dann sagt sie: »Ich kann den Gedanken, dich noch einmal in die Arena zu schicken, kaum ertragen, so groß ist meine Angst, dich zu verlieren.«

Nun muß ich sie daran erinnern, dass heute doch nur Schaukämpfe ausgetragen werden, die keine wirkliche Gefahr be-

deuten, doch sie scheint mir kaum zuzuhören.

»Du bist für einen weiteren Kampf am Nachmittag aufgestellt«, erklärt sie. »Und obgleich es wieder nur ein Schaukampf ist, so kann ich mich doch des Gefühls nicht erwehren, dass ich dich für immer verliere, wenn du noch einmal in die Arena gehst. Ich habe nicht die geringste Ahnung, woher dieses Gefühl röhrt, aber es ist nun einmal da.«

Auch mich überkommt plötzlich eine unerklärliche Vorahnung. Wenn ich heute nachmittag die Arena betrete, wird etwas geschehen, das spüre ich. *Zadya* von Gyre, die in Wirklichkeit gar nicht aus Gyre stammt, wird danach das Leben, das sie sich hier aufgebaut hat, niemals wieder aufnehmen können.

Aber es ist mein Schicksal. Ich habe mich aus freien Stücken entschlossen, Kriegerin zu werden, und angesichts dieser Tatsache verlieren alle anderen Erwägungen ihre Bedeutung.

Als nächstes sind zwei Kämpfe zwischen Gladiatoren des Akharet und seiner Gefährtin angesetzt, und Ifanias Kämpferinnen können sich am anderen Ende der Arena niederlassen und sich mit dem kühlen Naß aus dem Wassereimer laben (wobei Marfa streng darüber wacht, dass keine von uns, der noch ein Kampf bevorsteht, soviel trinkt, dass ihr Durst ganz gelöscht ist). Es ist eine wohlverdiente Ruhepause. Alle sind voll des Lobes für Beizun und mich.

Die Sonne gleißt vom Himmel herab, und ich schließe die Augen und frage mich, was als nächstes kommen wird: Schlinge gegen Schwert, Schwert gegen Schwert oder vielleicht Schwert gegen irgendeine fremdartige, ungewöhnliche Waffe, wie ich sie bereits in der Arena erblickt habe.

Ich habe keine Angst mehr. Ich habe meinen Platz gefunden, ich tue, was mir vom Schicksal bestimmt worden ist.

Während ich mich ausruhe und meine Atmung sich allmählich wieder normalisiert, fällt mir ein Kämpfer im purpurroten Gewand des Akharet auf, der langsam auf mich zukommt.

Die Spiele sind für kurze Zeit unterbrochen worden, und auf den Tribünen über uns verzehren die Männer und Frauen aus

dem Patrizierstand Speise und Trank, die ihnen gereicht werden. Sie plaudern miteinander und schließen neue Wetten ab. Für sie sind wir nichts anderes als Spielzeug; geliebtes und umhegtes Spielzeug, eine käufliche Lustbarkeit, sonst nichts. Und wieder ergreift dieses starke, unüberwindbare Gefühl der Abwehr von mir Besitz. Irgend etwas in mir schreit: *Wir sind Menschen! Es ist nicht richtig, dass Menschen so leben müssen!*

Der rotgekleidete Kämpfer ist inzwischen zögernd herangekommen. Ich liege inmitten von Ifanias Frauen, und um mich zu erreichen, muß er über die anderen hinwegsteigen. Wie ich mir bereits gedacht habe, ist es Hassim. Marfa wirft ihm einen finsternen Blick zu, doch ich winke ihm, näherzukommen.

»Er ist ein Freund, mein liebster Freund hier«, erkläre ich und erhebe mich, um ihn mit einer innigen Umarmung zu empfangen.

»Ich dachte, du würdest mir böse sein«, sage ich, »weil ich dich vor all den Leuten geschlagen habe.«

»Böse? O nein, meine liebe Zadya, du hast mich in gerechtem Kampf besiegt«, entgegnet er. »Ich hoffe nur, dass die Götter so gütig sind, zu verhindern, dass wir je in einem echten Kampf aufeinandertreffen, denn an jenem Tag wäre es meine höchst unwillkommene Pflicht, dich zu töten.«

»Die Götter mögen es verhindern«, pflichte ich ihm bei. Ich verharre nach wie vor in seiner Umarmung und weiß längst, dass das, was uns beide verbindet, in vieler, ja vielleicht sogar in jeder Hinsicht, besser ist, als das, was ich Kerrak gegeben habe. Es bekümmert mich nicht länger, dass ich mich Hassim verweigert habe und auch in Zukunft verweigern werde. Es kommt darauf nicht an; Freundschaft ist auch zwischen Männern und Frauen wichtiger als körperliches Verlangen.

Nach einiger Zeit lösen wir uns voneinander, und Hassim lächelt mich freundlich an.

»Dich im Arm zu halten, ist zwar sehr schön, aber es ist eigentlich nicht der Grund, warum ich hierher gekommen bin, liebe Zadya. Ich habe herausgefunden, wer dein nächster Geg-

ner sein wird und bin gekommen, es dir zu sagen. Du machst dir deswegen vielleicht schon Gedanken, dachte ich.«

Hassim ist wirklich mein allerbester Freund. Liebevoll streiche ich ihm über die Hand und sage: »Das ist sehr lieb von dir. Ich hoffe nur, du hast dich nicht in Gefahr gebracht?«

»Aber nein! Du weißt doch so gut wie jeder andere, dass die Auslosung nur ein Ritual ist und die Kämpfe festgelegt werden«, erklärt er. »Es wäre keine gute Unterhaltung, träten zwei unfähige Kämpfer gegeneinander an. Es gäbe nicht viel dabei zu sehen. Das Gesetz schreibt lediglich vor, dass niemand, der Kämpfer in der Arena hat, die Zusammenstellung vorher kennt und dadurch die Wetten beeinflusst.«

Ich wußte es nicht, aber ich hätte es wissen müssen. Jene, die den Kampfsport verherrlichen, sollten wissen, dass das reine Können im Dienst bestechlicher Menschen steht, die nichts anderes im Sinn haben, als sich zu bereichern. Wir Gladiatoren kämpfen und sterben nicht um des Ruhmes willen, sondern weil es Menschen gibt, die von der Leidenschaft besessen sind. Im Grunde geht es nur um diese Wetten und um sonst nichts.

»Und heute geht es nicht einmal um Leben und Tod«, fährt Hassim fort. »Eigentlich sollten sie dir diese Schmach nicht antun, Zadya. Man hat dich gegen einen Neuling aufgestellt, einen Burschen, der noch nie in der Arena war und der kaum weiß, wie er sein Schwert halten muß. Selbst wenn du ihm in den Schicksalshallen begegnen würdest, wäre für dich kaum Ehre zu gewinnen.«

Ich habe aufgehört über die Ehre nachzudenken. Nichts anderes steckt hinter diesen Kämpfen als der Nervenkitzel bestechlicher Herrscher und ihrer Helfershelfer, die der Spielleidenschaft verfallen sind. Gewiß, ich werde ehrlich und sauber kämpfen, um meiner Herrin und meiner eigenen Ehre willen. Und wenn ich sterben sollte, nun gut, jeder Mensch muß auf die eine oder andere Weise irgendwann sterben. Und der Tod des Kämpfers ist zumindest ein rascher Tod, ein Tod ohne langes Siechtum oder schmerzhafte Krankheit, ohne die jahre-

lange Entkräftung, die mit zunehmendem Alter einhergeht.

Eine Glocke ertönt, und ich weiß, dass das das Zeichen für den Wiederbeginn der Kämpfe ist. Den Anfang macht ein Kampf mit Viertelstäben zwischen zwei Männern, die den Eindruck machen, als wären sie Gaukler. Sie kämpfen mit Klatschen und Getöse, fallen ein ums andere mal zu Boden, schlagen Räder und Purzelbäume und schneiden dabei die komischsten Grimassen. Die Zuschauer lachen schallend und applaudieren begeistert.

Dann begibt sich Aris zu ihrem ersten Kampf in die Arena. Sie trägt ihr kurzes Schwert und den Schild so mühelos, als wäre es eine Schultasche, ihr langer Zopf wippt. Sie ist gegen einen kräftigen Krieger aufgestellt worden, der mit einer Axt bewaffnet ist. Die beiden stehen sich Aug in Aug gegenüber, und er hebt das Beil zu einem Schlag, der sie, wenn er trifft, in zwei Hälften spalten muß. Sie springt zur Seite und fängt den Schlag mit dem Schild auf. Ich beobachte jede Bewegung und halte den Atem an; ich möchte nicht, dass das Mädchen gleichsam aus Versehen getötet wird, was unausweichlich geschehen muß, wenn sie eine falsche Bewegung macht und von der furchtbaren Schneide dieser Axt erwischt wird. Als Waffe für einen Schaukampf erscheint mir ein solches Beil denkbar ungeeignet.

Später - ihr Gegner hat zu einem furchtbaren Schlag ausgeholt und Aris' Abwehr durchbrochen - entdecke ich, dass die Axt für diesen Kampf gegen eine hölzerne ausgetauscht worden ist. Man hat sie mit dem gleichen glänzenden Stoff aufpoliert, der mein Schwert so strahlen lässt. Er trifft sie tatsächlich, und sie stürzt zu Boden, doch da es weiches und biegssames Holz ist, fließt kein Blut, und Aris' Schädel ist nicht gespalten. Der Arenameister tritt zu ihr und erklärt den Kampf für verloren. Aris kommt zu uns zurück, reibt sich den schmerzenden Kopf und weint vor Enttäuschung.

Barsch fährt Marfa sie an - sie hat das Mädchen ins Herz geschlossen: »Da hast du verdammt Glück gehabt! Bei anderer Gelegenheit würde dir der Kopf nicht wehtun - er säße näm-

lich gar nicht mehr auf deinem Hals! Dank den Göttern für deine Kopfschmerzen, Mädchen, trink einen Schluck hiervon, ruh dich aus und meide die pralle Sonne.«

Und schon bin ich wieder an der Reihe. Ich betrachte den jungen Mann, der auf mich zukommt, aufmerksam und habe das Gefühl, bereits unter einem Sonnenstich zu leiden, denn ich glaube ihn zu kennen, erkenne seinen Gang. Er ist nackt bis auf die traditionelle weiße Tunika der Novizen in der Arena - ein junger Mann, das gleiche dunkle, gelockte Haar wie ich, und er hält, wie Hassim gesagt hat, das Schwert, als wisse er nicht, an welcher Seite er es anfassen soll. Wir gehen aufeinander zu und heben das Schwert zum Gruß. Unsere Blicke begegnen sich.

»Bernstein!« ruft er aus. »Ich habe mich schon gefragt, ob du es bist!«

Ich erkenne ihn sofort und rufe seinen Namen aus:
»Jade!«

Die Waffen fallen zu Boden, wir fliegen einander in die Arme. Ich bin wieder zu Hause, das ist mein Freund, mein Kampfgefährte, mein Kamerad. Er flüstert mir zu: »Wir müssen den Leuten etwas vorführen, Bernstein, dafür sind sie hierher gekommen.« Mit einer raschen Bewegung, die ich fast geahnt habe, bevor er sie ausführte, schleudert er mich über die Schulter, und ich fliege längelang in den Sand. Dort rolle ich mich mühelos ab, springe auf, als hätte ich Federn unter den Füßen, und stürze mich mit dem gewohnten Schrei auf ihn.

»Hai!« Und schon geht er zu Boden.

Wir haben uns schon viele Male so gegenübergestanden, schon Hunderte von Malen so miteinander gekämpft. Mehr als einmal habe ich zum Spaß - aber auch in tödlichem Ernst - meine Jungfräulichkeit und meine Fähigkeit, ihn zu besiegen, verwettet, und jedesmal wußte ich, dass ich nicht in Gefahr war und aus jedem Kampf so unberührt hervorgehen würde, wie ich ihn begonnen hatte, unbeschadet von jeder Niederlage. Denn bei Frauen meines Standes ist es Brauch, daran erinnere

ich mich jetzt, einen feierlichen Eid zu leisten, unberührt zu bleiben, solange sie noch den Weg der Krieger gehen. Daher habe ich mich Hassim verweigert, daher meine Schuldgefühle wegen Kerrak!

Immer wieder werfen wir uns gegenseitig zu Boden in einer wohleinstudierten Serie von Schaufiguren, die die begeistert applaudierende Menge zum Lachen bringen. Schließlich stehen wir einander schwer atmend gegenüber und keiner von uns ist gewillt, die Hand zu heben, um dem Kampf ein Ende zu bereiten. Wir stehen aneinandergelehnt da, wir wir es unzählige Male in der Kampfschule getan haben.

Ich flüstere ihm zu: »Jade, mein Bruder, was tust du hier?« Meine Stimme ist heiser vor Anstrengung, mein Atem reicht kaum aus, ein Flüstern hervorzubringen.

»Ich suche dich - was sonst? Smaragd und Beryll warten auf der anderen Seite des Flusses«, erwidert er mit ebenso leiser Stimme. »Und du? Wir hatten furchtbare Angst um dich! Was ist passiert? Ist die Fähre verunglückt? Wir hörten nichts mehr.
..«

Jetzt weiß ich, was das weiße Feuer, das meine Erinnerungen ausgelöscht hat, zu bedeuten hatte. Wüstenräuber, die sich nicht in die Nähe einer mit außerweltlichen Waffen gerüsteten Fähre gewagt hätten, hatten keinerlei Bedenken, eine in Flammen aufgegangene Kapsel zu stürmen und Beute von unermeßlichem Wert sowie die einzige überlebende Insassin davonzuschleppen. Und sie machte es ihnen leicht, war sie doch durch ihre Kopfverletzung auf den Stand eines kleinen Kindes zurückgeworfen.

Ich hätte wissen müssen, dass sie mich suchen würden - die Mitglieder unserer eingeschworenen Kampfgruppe, drei Männer und drei Frauen, Meister aller Kampfarten, mit der Aufgabe - auch daran erinnere ich mich jetzt —, die Arenen dieser Welt zu besuchen und ihre Bedeutung zu erforschen. Selbst im Zustand völliger Amnesie habe ich meine Aufgabe erfüllt.

Der Arenameister kommt auf uns zu.

»Wenn keiner von euch seine Niederlage eingestehen will«,

sagt er nüchtern, »muß ich den Kampf für unentschieden erklären. Euer Kampfstil ist höchst ungewöhnlich. Bei keinem von euch kann ich auch nur die geringste Überlegenheit erkennen.«

Wir verneigen uns voreinander in der vorgeschriebenen Form und verlassen die Arena Hand in Hand.

Hassim tritt uns entgegen.

»Wer ist dieser Mann, Zadya?« fragt er.

»Er ist mein eingeschworener Waffenbruder«, erkläre ich.
»Nach unseren Gesetzen ist das mehr als ein Blutsbruder.«

Jade lächelt Hassim an. »Bernsteins Freunde sind auch meine Freunde«, sagt er und verneigt sich.

Dann kommt Marfa und fährt mich zornig an: »Was soll denn diese Art von Vorstellung? Ich dachte, du wärest eine Kriegerin, dabei führst du dich auf wie eine Akrobatin!«

Ihre zornige Stimme verrät mir, dass das die schlimmste Beleidigung ist, die sie sich vorstellen kann. Ich erinnere sie lachend daran, dass sie selbst es war, die mir akrobatische Kunststückchen beigebracht hat, damit ich den Zuschauern gefalle. Nun wendet sich Jade mit ernstem Blick an sie: »Großmutter —« In unserer Gesellschaft ist das der Ausdruck höchster Ehrerbietung, hier herrschen indes andere Gepflogenheiten. Marfa scheint dennoch zu wissen, wie er es meint; sie erwidert seine freundliche Verneigung. »Glaubt mir, Großmutter«, fährt er fort, »diese Kampftechnik ermöglicht es einem Menschen, mit bloßen Händen zu töten. Sie ist gefährlicher als ein Schwert. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr mir einen beliebigen Schwertkämpfer schicken, und ich werde ihm mit bloßen Händen entgegentreten und ihn besiegen.«

Ärgerlich entgegnet Marfa, dass sie, wäre sie die Veranstalterin dieser Spiele, ihn zwingen würde, seine vermessene Prahnlerei wahrzumachen oder mit dem Leben dafür zu bezahlen. Aber Jade hat schon immer die Gabe besessen, alte Damen zu bezaubern. Ich erinnere mich jetzt, dass er dieses Talent meiner eigenen Großmutter gegenüber eingesetzt hat. Er kam in der Absicht, mich für die Gruppe, in der er kämpfte, anzuwer-

ben. Unsere Familie gehörte nie zu jenen, die, sei es um des Ruhmes oder des Geldes willen, große Explorationen unternehmen, und ich bin die einzige Tochter meiner Eltern. Schlimm genug, dass ich mich einer Kampfgemeinschaft angeschlossen habe! Andere Welten zu bereisen, war eine Schande für die ganze Familie! Am Ende jedoch konnte meine Großmutter Jades einschmeichelndem Wesen nicht mehr widerstehen, und selbst meine Mutter gab mir vor dem Aufbruch ihren Segen und erklärte, dass sie meine Kampfschwestern Beryll und Smaragd von Herzen gern hätte. Sie machte den Männern der Gruppe — Jade, Elfenbein und Achat - ebenso kostbare Geschenke zum Abschied wie mir selbst.

Während Ifania durch die Arena auf uns zukommt, entfernt Marfa sich mit grimmigem Blick. Der nächste Kampf wird ausgerufen: Einer der Gladiatoren des Akharet tritt gegen Beizun an. Ifania hält kurz inne, um Beizun, die sich bereits auf dem Weg zum Kampfplatz befindet, aufmunternd auf die Schulter zu klopfen.

Es interessiert mich brennend zu erfahren, wie Jade in die Arena gekommen ist, und ich frage ihn danach. Aber er flüstert mir nur zu: »Das ist eine lange Geschichte«, und wendet sich dann Ifania zu.

Bevor sie noch Fragen stellen kann, erklärt ich: »Meine gnädige Herrin, dies ist mein Waffenbruder Jade, und er ist gekommen, um mich zu holen.«

Jade verneigt sich und fügt hinzu: »Ich habe lange nach ihr gesucht, und als ich hier in der Arena eintraf, war sie verschwunden. Ihr seid also die Frau, die, ohne zu wissen was sie tat, eine freie Frau, meine Schwester Bernstein, gekauft hat.«

»Deine Schwester? Du bist der Sohn ihrer Mutter und ihres Vaters?«

»Nicht ganz; aber wir sind durch unseren Schwur Bruder und Schwester geworden«, erklärt Jade. Er weiß, dass es unmöglich ist, einem Außenstehenden begreiflich zu machen, was uns in unserer Kampfgruppe bindet. Immerhin, unserem Können ist es zu verdanken, dass wir freiwillig die Aufgabe zu

übernehmen vermochten, hierherzukommen und die Arenen dieser Welt zu erforschen - Schandflecke in einer noch wenig entwickelten Gesellschaft, keine Ruhmesblätter.

»Ihr müßt mir erlauben, meine Schwester freizukaufen«, sagt Jade. »Wie hoch ihr Preis auch sein mag, nennt ihn, und er wird Euch gezahlt. Wenn er die Höhe der Mittel übersteigt, mit denen ich ausgerüstet bin, so gebt mir Zeit, meine Familie aufzusuchen«, — wir haben nicht die Absicht zu enthüllen, woher wir kommen — »und Ihr werdet das Geforderte erhalten.«

Ifania antwortet in der gewohnten Stimme der Herrin: »Ich möchte mich nicht von ihr trennen! Ich schätze sie sehr, nicht als Sklavin, sondern als geliebte Freundin. Würde deine Familie ihr erlauben, in meinem Haus zu bleiben, wenn ich sie unverzüglich freisetzte?« Sie wendet sich an mich. »Zadya, mein Schatz, willst du mich wirklich verlassen?« fragt sie und streckt mir die Arme entgegen. Ich überlasse mich ihrer Umarmung.

»Ich habe nicht den Wunsch, Euch zu verlassen«, entgegne ich wahrheitsgemäß. »Aber ich weiß jetzt, dass dies nicht meine Heimat ist. Ich flehe Euch an, meine Herrin, laßt mich gehen.« Mit diesen Worten knei ich vor ihr nieder und lege beide Hände auf die Stirn, eine Geste, die ich bei anderen Sklaven beobachtet, selbst aber noch nie gemacht habe.

Ifania beugt sich zu mir herunter und legt mir die Hände auf die Schultern. So verharrt sie eine Weile schweigend. Schließlich sagt sie: »Wenn deine Sehnsucht der Freiheit und deiner Familie gilt, meine Zadya, dann mögen die Götter verhüten, dass ich dich gegen deinen Willen hier gefangen halte. Irgendwie hatte sich in mir der Gedanke festgesetzt, deine Familie hätte dich grausam mißhandelt und du wärest vor deinen Peinigern davongelaufen. Aus diesem Grund habe ich dir mit Freuden den Schutz meines Hauses angedeihen lassen. Und ich habe dich sehr geschätzt.«

»Das weiß ich, liebste Herrin«, antworte ich ihr, und ich spüre, dass mir beinahe die Stimme versagt. »Seid versichert, dass

ich Euch niemals vergessen werde!«

»Nennt mir den Preis«, fragt Jade drängend.

Ifania winkt ab. »Da ich sie nicht rechtmäßig von jemandem erworben habe, der seinerseits das Recht hatte, sie zu verkaufen, wollen wir nicht vom Preis reden. Ihre Freiheit soll mein Geschenk sein, und ich bitte euch beide, es anzunehmen. Und was die schändlichen Menschen betrifft, die ihr Gewalt angetan und sie verkauft haben - oh, wußtest du das nicht? Nun, vielleicht kann uns der Akharet sagen, wer sie aus ihrem sicheren Heim entführt und hilflos und ohne Erinnerung verkauft hat, ohne dazu berechtigt zu sein.«

Ich hatte gehofft, sie würde diesen Punkt nicht erwähnen; Jade wirft mir einen entsetzten, mitleiderfüllten Blick zu. Er wird nicht über mich richten, keiner meiner Brüder und Schwestern würde das tun; sie alle würden und werden nur Mitleid für mich empfinden.

»Erzähl es mir«, fordert Jade mit einer Stimme, die keinen Widerspruch zuläßt. Und so erzähle ich ihm alles, woran ich mich erinnern kann, und das ist nicht sehr viel.

In der Arena schreien sich die Menschen die Kehle wund, weil wieder eine von Ifanias Kämpferinnen einen Gladiatoren des Akharet besiegt und besinnungslos geschlagen hat. Jade gelingt es bei all dem Gebrüll, genau die Worte zu finden, die ich brauche.

Ich habe mir so oft Vorwürfe gemacht, weil ich mich in mein Schicksal ergeben und mich nicht bis zum letzten Atemzug gegen das, was man mir antat, gewehrt habe. Doch Jade legt mir liebevoll die Hände auf die Schultern und sagt einfach: »Das alles war nicht deine Schuld. Du hast getan, was du tun mußtest, um zu überleben. Als du das Schwert ergriffst, um nicht zur Hure zu werden, hast du deinen wahren Mut als Kriegerin gezeigt. Ich bin stolz darauf, dein Bruder zu sein, Bernstein.«

Das zu hören, geht fast über meine Kraft, nachdem zuvor keine Gefahr imstande war, mich zu besiegen.

Jade tauscht noch einige Höflichkeiten mit Ifania aus und bit-

tet sie, wenigstens eine Entschädigung für die Bestechungsge-schenke anzunehmen, mit denen sie den Akharet dazu bewe-gen hat, mich in ihr Haus übersiedeln zu lassen, doch sie wei-gert sich standhaft.

Schließlich löse ich meine Bernsteinohrringe, die ich wieder angelegt habe, und bitte Ifania, sie als Geschenk von mir zu nehmen. »Sie sind das Kostbarste, das ich besitze«, sage ich. »Sie waren eine Liebesgabe von Beizun und das einzige, das wirklich mir gehört. Behaltet sie, und wenn Ihr sie tragt, so erinnert Euch an Bernstein.«

Bei diesen Worten kommen ihr wieder die Tränen. Ich weiß, dass ich sie nie vergessen werde und dass sie mir immer fehlen wird.

Da kehrt Beizun als Siegerin von ihrem Kampf zurück. Sie, nicht Ifania, ist es, der ich mich schluchzend in die Arme wer-fe. Mit ihr verlasse ich nicht eine gütige Herrin, sondern meine liebste Freundin, mit der ich Gefahren und Abenteuer — und die Liebe geteilt habe.

Für sie zumindest kann ich etwas tun. Ich erzähle Jade mit leisen Worten ihre Geschichte, und er erbietet sich bereitwil-lig, die Spielschulden zu begleichen, die sie in die Arena ge-zwungen haben. Es ist wahrhaftig eine unbedeutende Summe, und ich bin entsetzt über die Geringfügigkeit der Schuld — kaum mehr als der Preis für ein billiges Kleid oder ein kleines Radio. Und eine solche Summe hat Beizun gezwungen, sich zwischen dem Leben als Hure und der Arena zu entscheiden.

»Ich werde sofort aufbrechen nach Rhadamuth und mich meinen Schwestern in der Stadtwache anschließen«, erklärt Beizun freudig. Als sie aber Ifanias Tränen bemerkt, umarmt und tröstet sie sie. »Weint nicht, meine Herrin. Es gibt viele Kämpferinnen, die meinen Platz einnehmen können. Auch habt Ihr jetzt Kerrak, der Euer Bett bei Nacht warmhalten kann. Und Ihr habt ihn jetzt ganz für Euch allein.«

Bei diesen Worten muß Ifania unwillkürlich lachen. Da die Spiele inzwischen zu Ende gegangen sind und Jade darauf besteht, muß ich mich in die Parade der Sieger einreihen.

»Du hast ein Recht darauf«, drängt er mich, und so schreite ich ein letztes Mal in die Arena hinaus, und ein letztes Mal höre ich die Rufe:

»Zadieyek! Zadya die Schreckliche, Zadya von Gyre!«

Ifania verabschiedet sich von uns und besteht darauf, uns für unsere Wüstenfahrt zu der verborgenen Fähre mit Reittieren und Zelten zu versorgen. Sie ist überzeugt, dass unser Weg nach Gyre führt, das sie noch immer für meine Heimat hält. Ich lasse sie in dem Glauben. Doch als Beizun kommt und mir Grüße an Mikhala aufträgt, sage ich ihr die Wahrheit — oder doch so viel von der Wahrheit, wie ihr möglich ist zu begreifen.

»Unser Ziel ist viel weiter entfernt als Gyre, meine Liebe.«

»Das habe ich gewußt«, erwidert sie. »Und du wirst niemals wiederkommen.«

»Nein, niemals.«

Sie küßt mich auf die Ohrläppchen, aus denen ich die Ohringe, die sie mir geschenkt hat, herausgenommen habe, und flüstert mir zu: »Vergiß mich nicht.«

Und ich ziehe nun doch mit einem großen Geschenk fort: Nie hätte ich geglaubt, dass ich Beizun je würde weinen sehen.

EPILOG

Ich werfe einen letzten Blick aus dem Fenster. Das Land, dessen Namen ich jetzt kenne, bleibt hinter uns zurück und wird immer kleiner. Mir fällt die erste Nacht in der Wüste ein, als Jade und ich uns dicht aneinander-schmiegten, um uns zu wärmen und zu schlafen. Zuerst musste ich darüber lachen, schließlich kamen mir die Tränen, und es kostete mich einige Anstrengung, Jade mein Verhalten zu erklären.

»Ich habe an Beizun gedacht.«

»Sie war deine Geliebte, das ist mir nicht entgangen«, sagte Jade sanft. »Es ist ein Jammer, dass sie nicht mit uns kommen konnte. Sie wäre eine Zierde für jede Kampfgruppe.«

»Sie würde weder verstehen noch glauben, dass die Frauen und Männer der Gruppe einen heiligen Eid darauf geleistet haben, sich niemals in Liebe zu vereinigen«, sagte ich, und fast konnte ich sie hören: *Kein Wunder, dass du so verrückt bist! Lebst zusammen mit drei großartigen Männern und schlafst nicht mit ihnen! Eine solche Existenz muss einen ja zum Wahnsinn treiben!*

Aber das kann ich Jade unmöglich erklären. Wenn ich es täte, würde er mich wieder bemitleiden — oder er würde glauben, ich wolle ihn verführen und das älteste aller Tabus brechen. So sehr ich Jade auch liebe, die Vorstellung, mit ihm das zu tun, was ich gegen meinen Willen, von den Wüstenräubern gezwungen, getan habe und später mehr volens als wolens auch mit Kerrak, dreht mir fast den Magen um. Doch ich weiß, dass er es niemals von mir fordern würde, und wenn ich es täte, wäre er vor lauter Schreck und Abscheu wahrscheinlich gar nicht

zur Liebe imstande. Es war tröstlich und wunderschön, in seinen Armen einzuschlafen wie ein unschuldiges Kind. Unzählige Male war ich so eingeschlummert, all dies ist mir jetzt klar.

Und nun werfe ich einen letzten Blick zurück. Die Arena und

Zadya sind jetzt Teil meiner Vergangenheit, dort habe ich Entsetzen, Stolz, Kraft — und Liebe erfahren. Vielleicht kann ich die Geschichte meines Abenteuers, wenn der Schmerz ein wenig nachgelassen hat, vor dem Einschlafen Smaragd ins Ohr flüstern. Wir lieben uns seit unseren Kindertagen, und sie wird mich verstehen und vielleicht wissen, warum ich es niemals vergessen kann. Aber selbst vor ihr würde ich ein paar Geheimnisse bewahren. Ich würde ihr von der Arena erzählen und von Hassims beschützender Freundlichkeit, von Ifania und von Beizun. Nur die Geschichte mit Kerrak und den schuldbewussten Freuden, die ich in seinen Armen gefunden habe, werde ich ihr niemals ins Ohr flüstern.

Allenfalls meiner Großmutter werde ich vielleicht die ganze Wahrheit erzählen. Sie hat erfahren, was es heißt, die Welten zu wechseln, sie weiß, dass jeder Gewinn auch einen Verlust mit sich bringt und dass man für jeden Verlust, wie schmerzlich er auch sein mag, etwas gewinnt. Ich habe dort unten in dieser unbekannten Welt Bernstein, mein Ich, verloren, und ich habe dafür ein neues Ich gefunden. Und während die Welt unter mir endgültig entschwindet, erkenne ich, dass unter der wiederhergestellten Oberfläche von Bernstein Leontas immer auch noch Zadya von Gyre existiert. Das mag, alles in allem, nicht nur gute Seiten haben, doch ist es gewiss auch nicht schlecht.

Aber ob gut oder schlecht, ich werde mit beiden leben müssen.